Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 36 Marburg i. H., den 7. September **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gottes Persönlichkeit — Die Immanenz Gottes als religiöses Prinzip — Eine werdende Großstadt im Osten. Zweite Hälfte — Feuerbestattung — Einige Bemerkungen zu Rudolf Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen — Zwei Erklärungen. 2. Die Professorenerklärung — Verschiedenes: Ungedruckte Predigten Schleiermachers aus den Jahren 1820 bis 1828 (Bauer); Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre (Scholz); Welche Aufgaben erwachsen der Predigt und dem Unterricht aus der historisch-kritischen Betrachtungsweise der Heiligen Schrift? (Wurster); Zerstört die historisch-kritische Theologie den Wert der neutestamentlichen Schriften als Geschichtsquellen? (Freitag); Palästinajahrbuch (Dalman); Palästina und seine Kultur (Thomsen); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gottes Persönlichkeit

Dem König aller Könige und Herrn aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Licht, da Niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann; dem sei Ehre und ewiges Reich! 1. Tim. 6, 15 f.

Wie oft habe ich doch in den letzten Wochen die Rede gehört, daß der Glaube an den persönlichen Gott das Mindeste sei, was man von einem Diener der Kirche verlangen müsse. Es scheint sehr viele Menschen zu geben, die diesen Glauben für etwas sehr Leichtes, fast Selbstverständliches halten. Soll ich sie bewundern und beneiden? Mir geht es jedenfalls ganz anders als diesen Glücklichen. Ich kenne nichts Größeres, für mein ganzes Leben Folgenreicheres, als diesen angeblich so einfachen Glauben an das allgewaltige Du, das meinem kleinen Ich gegenübersteht, es hervorgebracht hat, es trägt und erzieht und schließlich vollenden wird. Ich würde es, rein nach meiner persönlichen Erfahrung, für ein seelenmordendes Verhängnis halten, wenn sich der Wahn, der Glaube an den persönlichen Gott sei ein Kinderspiel, verbreiten würde. Mir ist es aus der tiefsten Seele gesprochen, was oben im Bibelwort steht: Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, kein Mensch hat ihn gesehen, keiner kann ihn sehen! Alle, die ausgegangen sind, um Gott zu schauen, haben sein Dasein nur wie einen fernen Lichtschein gesehen und als eine weithin wärmende Glut gespürt, aber gebannt von heiliger Furcht sind sie in gemessener Entfernung stehen geblieben. Sie wollten nichts wissen von jener plumpen Vertraulichkeit, in der manche Menschen von Gott reden schier wie von Ihresgleichen, und die Dreistigkeit war ihnen fern und fremd, die versucht, Gott als ein bequemes Mittel zu benützen, um sich allerlei Wünsche zu erfüllen und allerhand Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten zu verschaffen.

Wohl klingen von Gottes erhabenem Sitz wundervolle, seltsame, herzergreifende Töne herab auf diese Erde. Aber wenn wir auch nur den leisesten Hauch davon erhaschen wollen, dann müssen wir ganz stille werden. Wir vernehmen ja schon das Rauschen verborgener Quellen und ferner Wälder nur, wenn der Lärm des Alltags verstummt ist. Wahrhaftig, wir müssen zu allererst aufhören zu wünschen und zu bitten, zu fragen und zu drängen, wenn etwas von den Klängen der Ewigkeit den Weg zum Gehör unsrer Seele finden soll. Als ich ganz wunschlos war, als ich auswanderte aus meinem Ich wie aus einer mir unerträglich gewordenen Wohnung, als ich Sorgen und Freuden vergaß und nur ein Verlangen meine ganze Seele füllte: Dein Wille geschehe! da hörte ich im heiligen, erhabenen Schweigen sein Flüstern auf einsamer sonniger Bergeshöhe, in der tiefen Ruhe des Abends, in der lautlosen Stille der Nacht.

Es ist Gottes offenkundige Absicht, den Glauben an seine persönliche Nähe schwer zu machen. Wenn wir Gott mit leiblichen Augen sehen oder auch nur seine Gegenwart mit zwingenden, keinen Widerspruch duldenden Beweisen erhärten könnten, dann würden wir nie zu jener Freiheit und Willigkeit des Gehorsams gelangen, zu der uns Gott eben dadurch erzieht, daß er sich in ein Inkognito hüllt, das sein Dasein verbirgt, ohne es doch der Ahnung und dem allmählich bis zur sichersten Gewißheit sich steigernden Gefühl zu entrücken. Wenn wir gute Gedanken haben und reine Zwecke verfolgen, wenn wir etwas ausrichten, was sich als Sandkorn in den Bau der Ewigkeiten einfügt, dann hören wir so deutlich, wie sonst nichts in der Welt seine Stimme: Ich bin dir nahe! Wenn wir aber unsauber denken und handeln, dann schweigt diese Stimme und wir fühlen die Ferne Gottes und damit unser eigenes tiefstes Elend. Das alles ist so unverkennbar, daß ich wohl sagen kann, ich zweifle eher an der Welt und an meiner eigenen Existenz als an dem so fernen und doch zugleich so nahen Gott.

Unser Reden von Gott bleibt dabei aber immer ein Stammeln und, recht verstanden, behält das herbe Wort Friedrich Schlegels seine Gültigkeit, daß jeder Begriff von Gott leeres Geschwätz sei. Aber wenn wir in der Tiefe unsres Innern Gottes Stimme vernehmen, dann wird unsere Person und unser Leben zur Verkündigung des lebendigen Gottes. Wer Gottes Stimme hört, verwandelt sich mit innerster Notwendigkeit in eine Stimme Gottes.

Es ist schwer, an den persönlichen Gott zu glauben. Erst müssen die Sterne der Ewigkeit in uns aufgegangen sein, wie die Sterne des Himmels in einem stillen Teich sichtbar werden, dann strahlt ein Licht von uns aus und flutet zurück zu dem, der in einem Lichte wohnt, da Niemand zukommen kann. Dem sei Ehre und ewiges Reich! C G

Die Immanenz Gottes als religiöses Prinzip

Unter den Neuerscheinungen zur religiösen Kultur im Diederichsschen Verlag befindet sich auch eine Uebersetzung aus dem Englischen: Campbell, Die Neue Theologie.*) Der Titel darf nicht irreführen. Es handelt sich hier nicht um eine

*) Die neue Theologie. Von R. J. Campbell. Autorisierte Uebersetzung von A. Ferguson. Mit Einführung von Gottfried Traub. Jena 1910. 239 S. 4, gebunden 5 Mk. — Bei einer Neuauflage möge übrigens für Beseitigung solcher Fehler gesorgt werden wie: in die Hölle kommen, einem Ort usw. S. 92, in den Schriften des Anselm, einem gründlichen Denker S. 114, in Christum Jesum sein, freigemacht werden S. 151 f., mit Jesu Christi leben S. 157, meines Erachtens nach S. 171.

spezifisch theologisch-fachwissenschaftliche Leistung, die sich nur oder auch nur in erster Linie an die Zunftgenossen wendete; das Hauptinteresse des Verfassers ist vielmehr ein praktisch religiöses. Gegenüber dem tiefreichenden Widerspruch zwischen den gewöhnlichen Lebensansichten und den konventionellen religiösen Glaubensregeln, den er in der Gegenwart wahrnimmt, will er versuchen, an der Hand der tatsächlichen religiösen Erfahrung in einfachen, dem modernen Geiste angepaßten Ausdrucksformen die innere Wahrheit der christlichen Religion darzustellen und dadurch zur Wiederbelebung eines standfesten Glaubens im Alltagsleben und für das Alltagsleben beizutragen.

Das ist zweifellos ein Unternehmen, das dem Bedürfnis unserer Zeit entgegenkommt und darum auch auf das Interesse weiter Kreise der Leser der Christlichen Welt rechnen darf; ihnen möchte ich denn auch das Buch zu einer recht nachdenklichen Lektüre empfehlen. Sie werden davon sicher einen reichen Genuß haben, zumal das Werk in einer meisterhaft einfachen und verständlichen Sprache geschrieben ist, und sie werden sich auch dort in ihrem Nachdenken über die religiösen Fragen gefördert finden, wo die Ausführungen des Verfassers selbst zunächst ihren Widerspruch wachrufen. Vor allen Dingen aber werden sie damit einen Mann kennen lernen, der es verdient gekannt zu werden und dessen Bild bei der Lektüre wohl ganz von selbst vor ihnen lebendig wird in greifbarer Deutlichkeit. Wenigstens entspricht es ganz den Eindrücken, die ich selbst noch vor Kenntnis der Traubschen Einführung*) beim ersten Lesen gehabt habe, wenn Traub in dieser Einführung die Art Campbells kurz so charakterisiert:

> In voller Selbstverständlichkeit seiner religiösen innerlichen Stellung, die in geistiger Souveränität und gleichzeitig in opfernder Tatbereitschaft sich ausdrückt, liegt der große Reiz dieser Aussprache. Man sieht nichts von gesuchter Ueberlegung, oder gar gequälter Künstelei. Die Sache steht da, oder vielmehr die Person steht da und gibt ihre geschlossene Einheit als religiöse Kraft. (S. XXX)

Aber dazu kommt nun auch noch ein Anderes, was dieses Buch gerade für uns besonders interessant macht. Wenn heute unsere Laien uns ihre Ansichten kundtun über eine zeitgemäße Gestaltung der Theologie und der kirchlichen Verkündigung, dann begegnen wir immer wieder der Aufforderung: Gebt endlich einmal den alten Supranaturalismus auf und predigt den immanenten Gott! Das soll das zugleich intellektuelle und religiöse Bedürfen unserer Zeit verlangen. Nun, hier haben wir statt der bloßen Forderung: Immanenz!, mit der meistens schon wegen ihrer Allgemeinheit und Vieldeutigkeit nicht viel anzufangen ist, einen ausgeführten Entwurf der christlichen Wahrheit, der sich diese Forderung zu eigen macht und der sie zugleich, was natürlich außerordentlich wichtig ist, wesentlich religiös fundamentiert. So mag er uns denn willkommen sein, um an seiner Hand einmal nachzuprüfen, wieweit diese Immanenz Gottes sich wirklich zum religiösen Grundprinzip eignet.

1

Es sind verschiedene Probleme, die in dem Prinzip der Immanenz Gottes zusammenfließen.

Zunächst ist damit schon eine ganz bestimmte Stellung zur Bibel und ihrer religiösen Autorität gegeben. Wo grundsätzlich damit Ernst gemacht wird, daß Gott im Menschen selbst gegenwärtig ist und sich offenbart, und zwar nicht nur in einzelnen Auserwählten, sondern in jedem einzelnen Frommen jeder Zeit, da ist naturgemäß kein Platz mehr für irgend eine äußere Autorität in Glaubenssachen, mag es sich um eine unfehlbare Kirche handeln oder um ein unfehlbares Glaubensbekenntnis oder auch um ein unfehlbares Bibelbuch. „Der wahre Sitz der Autorität ist in, nicht außerhalb der Menschenseele.“ Damit verträgt es sich sehr wohl, daß Campbell die Bibel außerordentlich wert hält. Die erfahrungsmäßige Erkenntnis, daß sie uns mehr hilft als irgend ein anderes Buch, sichert ihr unsere Verehrung, auch wenn wir in ihr keine übernatürlichen Beweise einer übernatürlichen Autorität finden. Ueberhaupt muß jeder Mensch, der eine Hoheit in moralischer und geistiger Hinsicht erreicht hat wie die biblischen Schriftsteller, z. B. der Apostel Paulus, unter allen Umständen mit Ehrfurcht angehört werden. Aber zum Lehrgesetz dürfen wir die Bibel nicht machen. Vielmehr muß gelten:

> Wenn du auf dem Wege bist, die Wahrheit zu suchen, stoße dich nicht daran, was die Bibel über Dieses oder Jenes sagt, sondern vertraue der Gottesstimme in dir. Die Bibel wird dir in deinem Suchen und Streben behülflich sein, wie es ein guter Freund vermag, aber du mußt selbst das, was in der Bibel dargestellt ist, selbst beurteilen, erproben und erwägen, gerade wie du die Ansichten deines besten Freundes beurteilen, erproben und erwägen würdest. Nichts kann dir das stille feste Vertrauen auf den Geist der Wahrheit in deiner eigenen Seele ersetzen. Wenn du Gott nicht in deiner eigenen Seele gegenwärtig findest, so wirst du ihn weder in der Bibel noch sonst irgendwo finden. (S. 158)

So bestimmt dieser Grundsatz der göttlichen Immanenz dann aber weiter auch das Lebensideal. Mit allem Nachdruck lehnt Campbell auch hier allen praktischen Dualismus ab, der die Welt als eine Stätte der Verderbtheit in Gegensatz stellt zu einem jenseitigen Himmel, für den die Kirche die Menschen zu retten habe. Eine gewisse Wahrheit erkennt er ja auch darin an, nämlich die, daß der für die Unsterblichkeit geschaffene Mensch nicht für diese Welt leben soll, wie denn überhaupt der Unsterblichkeitsglaube zu seinen festesten Ueberzeugungen gehört. Aber im übrigen scheint ihm jener Dualismus doch mehr unheil- als segenbringend gewirkt zu haben und noch zu wirken, und er stellt ihm so den Grundsatz gegenüber, „daß die Kirche nichts damit zu tun hat, die Menschen (soll offenbar heißen ausdrücklich und direkt) auf die kommende Welt vorzubereiten. Man bereitet den Menschen am besten auf die nächste Welt vor, wenn man ihn dazu bewegt, in dieser Welt rechtschaffen und wahr zu leben. Die Kirche existiert, um aus der Welt ein »Reich Gottes« zu machen und sie mit göttlicher Liebe zu erfüllen“ (S. 192 ff.).

Vor allen Dingen muß aber natürlich auch die Gotteslehre selbst unter dem Prinzip der göttlichen Immanenz eine besondere Gestalt erhalten: wir müssen brechen mit der unzutreffenden Art, in der Kirchenchristen sich gewöhnlich ihren Gott vorstellen, als ob er ein endliches Wesen sei, das irgendwo außerhalb und überhalb des Weltalls wohne und andere geringere endliche Wesen unter sich habe, die es bewache und über die es sich ärgere, nämlich uns Menschen:

> Der Gott des gewöhnlichen Kirchengängers und des Predigers, der ihn von der Kanzel herab und in dem Hörsaale lehrt, ist ein veralteter Theologe, der sein Weltall auf solche schlechte Weise erschaffen hat, daß es trotz seiner Bemühungen mißriet und seitdem auch verkehrt geblieben ist. Warum er es überhaupt geschaffen hat, ist und bleibt unerklärlich, und noch unerklärlicher bleibt, warum er der beleidigte Teil sein soll in all dem Elend, das daraus hervorgegangen ist.

Dagegen versteht Campbell unter Gott die geheimnisvolle Kraft, die im Weltall sich offenbart und die auch im winzigsten Atom des wunderbaren Ganzen gegenwärtig ist, die ursachlose Ursache alles Lebens, das Einheitsprinzip, das sich in der Vielfältigkeit der Formen offenbart (S. 14 ff.). Das ist nicht Pantheismus in der Art des herkömmlichen philosophischen Pantheismus. Denn der macht Gott zu einem Fatums-Gott (Fate God), einem Gott, der in seinem Weltall eingekerkert ist, der sich nicht helfen kann, der sich sogar seines Tuns nicht bewußt ist, eine blinde Kraft. In Wirklichkeit aber ist Gott unser tieferes Sein, das Selbst des Weltalls, und sich selbst alles dessen bewußt, was darin vorgeht. Ja der ganze Weltprozeß ist nur eine lange Inkarnation, eine allmähliche Selbstoffenbarung des Göttlichen (S. 28 f.).

Dieser Gottesbegriff ist nun aber sehr wohl geeignet zum Grundprinzip einer neuen, den Anforderungen der Vernunft und der Religion genügenden Theologie. Denn einmal macht er überhaupt erst verständlich, warum es überhaupt ein Weltall gibt, warum das Unendliche endlich geworden ist: Gott erkennt nämlich nur dadurch sich selbst, daß er endlich wird. Von aller

---

*) Mit welchem Rechte sich allerdings die ersten 25 von den im Ganzen 27 Seiten dieser Einführung gerade als Einführung zu Campbells Buch geben, ist mir nicht ganz verständlich geworden. Traub spricht sich hier über das Verhältnis von Religion und Geschichte aus, offenbar dazu angeregt durch die Lektüre und in durchaus interessanter und anregender Weise. Aber sind diese Ausführungen nötig oder auch nur besonders dazu geeignet, den Leser auf das Buch einzustellen, das ihn dann erwartet? Und sollte das nicht eine Einführung?

Ewigkeit her ist er, was er ist, und in alle Ewigkeit kann er nichts Anderes sein; aber er wird auch die ganze Ewigkeit ausfüllen, um sich auszudenken. Er muß sein Wesen begrenzen, um sich selbst alle Möglichkeiten seines eignen Selbst zu offenbaren. Ja das ist darüber hinaus noch der einzige Weg, der zur Selbstverwirklichung führt (self realisation), sodaß wir also zwei Ausdrucksformen Gottes haben, das unendliche, vollkommene, absolute, anfangslose Wesen und das endliche, unvollkommene, bedingte und begrenzte Wesen, von welchem wir selbst Ausdrucksformen sind; und doch sind diese Wesenheiten Eins (S. 17 ff.).

Andererseits ist damit zugleich auch das grundlegende Prinzip der Erlösung gegeben. Was wir in der Gotteslehre als kosmisches Prinzip kennen lernen: Selbstoffenbarung und Selbstverwirklichung durch Selbstopferung, das ist auch der Kern des Erlösungsproblems. Erlösung kommt dadurch zu stande, daß die Sünde, die in ihrem Grunde Selbstsucht ist, irrendes, nichtverstandenes Lebensverlangen, überwunden wird durch Aufopferung des selbstischen Ichs im Dienste des Ganzen, durch Unterordnung des Eigenwillens unter den Allwillen. „Um das Selbst in uns zur Verwirklichung zu bringen, müssen wir das Selbst für das Ganze hingeben." Je mehr aber diese Erlösung durch Liebe und zur Liebe Wirklichkeit wird, desto mehr erreicht nicht nur der Einzelne sein eigenes Wesen, desto mehr wird dazu auch im Ganzen Gottes Reich wirklich auf Erden. Die neue Theologie ist so zugleich die religiöse Ausdrucksform der sozialen Bewegung (S. 90 ff. 192 ff.).

2

Es wird sich nun fragen müssen, ob Campbell mit diesem Gedankenzusammenhang wirklich dem Evangelium Jesu gerecht wird und dessen bleibenden Gehalt zum Ausdruck bringt. Bevor wir aber versuchen, in eine Kritik seiner Prinzipien einzutreten, mag es am Platz sein, erst noch einmal in den Hauptzügen wenigstens herauszuheben, was die Vorzüge und wirklichen Verdienste seiner Position ausmacht.

Sehr leicht wird es dabei sein, sich über die beiden in der Darstellung seiner Grundgedanken zuerst aufgezählten Punkte zu verständigen. Weithin wird man ihm einfach beistimmen, wenn er den wahren Sitz der Autorität im Innern der Menschenseele aufsucht, und seinen Folgerungen daraus über die Stellung zur Bibel. Ebenso auch der Betonung der Diesseitigkeit in der Durchführung seines Lebensideals. Ich persönlich wenigstens stehe hier unbedingt auf seiner Seite.

Aber die Zustimmung kann auch noch weiter gehen. Sie wird auch an der grundlegenden Konzeption der Gottesanschauung selbst durchaus berechtigte Wahrheitsmomente anerkennen können und müssen. Campbell selbst denkt naturgemäß sehr hoch von der Bedeutung dieser Konzeption. Am Schlusse des Kapitels über Gott und das Weltall spricht er es geradezu aus:

> Auf solche Weise über Gott denken ist Inspiration und ein Hilfsmittel, um die demütigsten Lebensaufgaben zu erfüllen. Es erlöst das Leben von der Herrschaft des Niedrigen und Gemeinen, es erzeugt den Drang zum Vorwärtsstreben und erfüllt das Herz mit Hoffnung und Zuversicht. (S. 19)

Und in der Tat, welche Kraft diese Gottesanschauung in sich schließt, wo sie wirklich religiös erschaut ist, dafür ist Campbell selbst der beste Beweis, so wie sein Bild in überzeugender Lebendigkeit aus seinem Buche heraustritt. Dafür zeugt vor allen Dingen auch die innige Durchdringung von Religion und vorwärtsdrängender Tat, von Religion und glaubensstarker sozialer Gesinnung, die wir an diesem Bilde bewundern und lieben lernen. Es sind immer Höhepunkte, wo dieses zukunfts- und tatenfrohe Christentum des Verfassers sich ausspricht, und Jeder muß es lebendig verspüren, wie hier der ganze Mann hinter den Worten steht, die er schreibt. Aber es kann ja auch gar nicht anders sein. Wo wirklich dieses Bewußtsein das ganze Empfinden durchdringt, dem Campbell einmal so Ausdruck gibt: „Gott will etwas vollbringen und wir müssen ihm helfen, müssen ihm Augen, Hände und Füße sein, wir müssen mit ihm in Gemeinschaft arbeiten", da muß unbedingt alles bloße religiöse Genießen, dieser wie immer verfeinerte egoistische Anthropomorphismus, überwunden werden, und die Religion muß sein, was sie auf ihren Höhepunkten stets sein will: eine den ganzen Menschen in Anspruch nehmende und ihn damit unendlich vertiefende Macht von universal kosmischer Bedeutung.

Aber so mag Campbell nun auch sonst in vielen Stücken einfach Recht haben in seiner Kritik des herkömmlichen Supranaturalismus und Theismus als einer starken Vermenschlichung und Verflachung Gottes, und wir Theologen können es vielleicht alle brauchen, daran immer wieder erinnert zu werden. Nur zu leicht geht sonst der Gottesvorstellung jenes alle Vernunft und alles menschliche Maß Uebersteigende, Irrationale verloren, das gerade auch vom Standpunkt der Religion aus doch ebenso zu einer vollen Gottesanschauung gehört wie die seelische Nähe, die in unsrem Theismus besonders zum Ausdruck kommt.

Aber auch das, was Campbell über die Erlösung ausführt, ist weiter der allerernstesten Beachtung wert. Zwar das soll hier dahingestellt bleiben, wieweit Campbell das, was er hier bietet, unmittelbar mit den Grundideen der biblischen Schriften, vor allem auch, worauf er besonderen Nachdruck legt, des Alten Testamentes identifizieren darf. Exakte historische Forschung wird hier wohl manches Fragezeichen machen, wie denn Campbell überhaupt zu leicht geneigt ist, seine Auffassung in die biblischen Urkunden und auch in die Dogmen hineinzulesen. Ebenso wird auch in seinen Ausführungen darin eine Verengung gegenüber dem grundlegenden Ansatz des Problems gesehen werden müssen, wenn er den Grundsatz: Selbstoffenbarung und Selbstverwirklichung durch Selbstopferung — praktisch immer darauf hinausführt: Selbstverwirklichung durch Liebe. Die Unterordnung des Eigenwillens unter den Allwillen, wie er sein Prinzip auch einmal ausdrückt, reicht doch noch weiter: Hierher gehört ebenso z. B. die selbstlose Forscherarbeit des Gelehrten oder der von der Rücksicht auf Beifall oder Hunger unbeirrte Schaffensernst des Künstlers, überhaupt die Hingabe an die Aufgabe, die jedem Einzelnen gerade sein Leben und sein besonderer Beruf bringt; wenn auch durchaus nicht verkannt werden soll, daß allerdings das soziale Leben, sowie es sich in der Liebe vollendet, besonders dazu angetan ist und besonders dringlich die Aufgabe stellt, durch Dienen von sich selber freizukommen. Aber auf jeden Fall würde auch dieser Einwand doch nur die Einzelausführung treffen und eine Erweiterung und Ergänzung verlangen, aber die Prinzipien selbst nicht berühren. Für diese Prinzipien mag vielmehr noch einmal ausdrücklich ausgesprochen werden, daß sie auch meiner Ueberzeugung nach in der Tat eine sehr große und wertvolle Wahrheit enthalten und diese in sehr anpackender Weise dem Gewissen nahebringen.*)

3

Aber anders steht es nun, wenn damit nicht bloß suchenden Menschen praktische Handreichung geboten werden, wenn damit vielmehr überhaupt das Problem der Erlösung auch theoretisch erschöpft und grundsätzlich gelöst sein soll. Dann müssen sich auch Bedenken einstellen.

Zwar der dabei naheliegende Einwand, daß damit dem Menschen zugemutet werde, sich selbst zu erlösen, daß also in der Campbellschen Erlösungslehre gerade etwas unserem Erlösungsglauben und unserer Erlösungserfahrung sehr Wesentliches aufgegeben werde, nämlich das objektive, von Gott ausgehende Geschehen, würde, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, Campbell doch nicht ganz gerecht. Zunächst darf ja schon nicht verkannt werden, daß auch bei voller Anerkennung und Betonung des göttlichen Faktors die Erlösung doch niemals als ein rein passives Erlebnis verstanden werden kann. Irgendwie muß der Mensch immer durch seine Tat das aufnehmen und in sein bewußtes Leben hineinarbeiten, was Gott durch sein Erlösungswirken in ihm anregt und in Gang bringt; und mag auch diese Tat im letzten Grund wieder zurückgeführt werden

*) Vergleiche dazu übrigens auch die Mainberger Ansprache, die Johannes Müller im zwölften Bande der Grünen Blätter 1909 (S. 167 ff.) veröffentlicht hat und die auch ganz in diese Richtung weist: „Von denen, die sich selbst im Wege stehen."

müssen auf ein Lebendigwerden Gottes in der Seele, — sowie wir zu Menschen darüber reden, werden wir doch niemals darum herumkommen, uns an ihre Selbsttätigkeit zu wenden und ihre Freiheit aufzurufen. Aber dazu würde nun auch Campbell selbst hier zweifellos darauf hinweisen, daß bei ihm ja gerade durch seine Lehre von der Immanenz Gottes dieser göttliche Faktor erst recht ins Licht gerückt werde. Denn das ist ja doch eben das wesentlichste Moment seiner ganzen Anthropologie, daß der Mensch nicht eine Sonderexistenz ist, getrennt von Gott. Vielmehr ist Gott selbst das höhere Selbst im Menschen. Wir hangen mit ihm zusammen wie der Meerbusen mit dem unendlichen Meer und nehmen so Teil an seinen Lebensbewegungen, selbst wenn wir nichts davon wissen. Für die Vollendung unseres Lebens kommt es nur darauf an, daß das, was unter der Schwelle des Bewußtseins schon unseren Zusammenhang mit Gott ausmacht, auch unser bewußtes Leben gestalte (S. 21 ff.). Die Erlösung kann also auch so beschrieben werden, daß das Göttliche in uns — und das ist zugleich der wahre Mensch und der ewige Christus in unserem Herzen — mächtig ersteht und uns mit der Quelle alles Guten vereinigt (S. 155). Nun wird dieses Erstehen des ewigen Christus in uns von Campbell ja vor allen Dingen aufgezeigt in der Betätigung und in aller Betätigung selbstlos dienender Liebe, das ist ihm die eigentliche Erlösung — und wer wollte bezweifeln, daß darin ein wirklicher Tatbestand menschlicher Erfahrung zum Ausdruck kommt? Aber weiter ist es doch von hier aus auch nicht unmöglich, Linien zum geschichtlichen Jesus zu ziehen, der, auch nach Campbell, vollendetsten Verkörperung des ewigen Christus als des Idealmenschen. Für gewöhnlich stellt Campbell Jesus ja vor allen Dingen unter dem Schema des Vorbilds dar: Jesus ist die höchste Verwirklichung des religiösen Strebens und Ideales. Er erlebte grundlegend, was wir alle erleben sollen. Aber von hier ist es dann ja kein großer Schritt bis zu jener anderen Betrachtungsweise, die dem geschichtlichen Jesus auch noch eine andere Bedeutung für uns abzugewinnen weiß und die wenigstens in gelegentlichen Bemerkungen auch bei Campbell anklingt: Indem Jesus, vor allen Dingen wiederum in seinem Leiden und Sterben, das ideale Leben, das völlig eins ist mit Gott und der Menschheit, grundlegend in sich verwirklicht, gewinnt er mit dieser anschaulichen Verkörperung zugleich auch Macht über die Menschenherzen und wird zu einer moralischen Kraft, die auch Gleichgültige überwinden kann. Ueberhaupt: „Glaube, der innerlich stark sein will, muß eine lebendige Person in seinen Mittelpunkt stellen, und das höchste Objekt, das er je gefunden hat, ist Jesus. Er ist nicht eine Abstraktion, sondern eine spirituelle Tatsache, ein immer gegenwärtiger Freund und Führer, unser Bruder und Herr.“ Durch ihn ist der ewige Christus als das Grundprinzip aller menschlichen Güte veranschaulicht worden. „An Jesus von ganzer Seele glauben, ist der sicherste Weg zur Offenbarung unserer eigenen Christusnatur“ (S. 79). Darum: „Zeiget der Welt den wahren Jesus; saget den Menschen, warum er sterben mußte, und sie können nicht anders als ihn lieben“ (S. 101).

Soweit also können wir auch hier Campbell immer noch beistimmen, auch wenn wir diese letzten Gedanken vielleicht nicht bloß in gelegentlichen Bemerkungen erledigen, sondern sie vielmehr möglichst kräftig herauszuarbeiten versuchen würden. Daß Campbell das nicht tut, könnte ja immerhin psychologisch vor allen Dingen darin seinen Grund haben, daß er selbst derartig intensiv vorwärts lebt und zugleich so unmittelbar und ursprünglich in dem von Jesus ausgehenden Leben wurzelt, daß er gar nicht recht dazu kommt, sich über den tragenden Grund seines ganzen frommen Lebens erst noch besonders Rechenschaft zu geben, daß er das alles vielmehr wie etwas fast Selbstverständliches hinnimmt und nur dafür und darum sorgt, wie es weiter vorwärts gehen möge. Und daß das bei Campbell mitspricht, das scheint mir nach dem ganzen Eindruck des Buches zweifellos.

Aber doch können wir damit nun nicht abschließen. Damit verbindet sich bei ihm vielmehr auch noch ein Anderes, was in derselben Richtung wirkt. Das ist ein hochgespannter ethischer Optimismus, der einfach fordert, daß der Mensch sich rein und restlos hingibt und der dabei die Frage ganz übersieht, ob das denn auch so einfach im Vermögen des Menschen liegt und ob nur guter Wille dazu gehört, um es zu leisten. Ja oft genug sieht es sogar so aus, als komme alles schließlich nur auf die rechte Erkenntnis an: Die Erkenntnis unserer Einheit mit Gott und den Menschen schließt das Freiwerden in sich ein (S. 131). In dem Maße als wir mit Gott in Gemeinschaft zu denken vermögen, sind wir mit ihm eins. Je umfassender und vollkommener unser Bewußtsein wird, desto mehr kann es in sich aufnehmen und festhalten vom Bewußtsein Gottes, von dem wahren Urgrund unseres Seins und aller Dinge und — das ist die notwendige Folge davon — desto mehr wird Gott in uns zur Lebenskraft (S. 21 ff.).

Damit stehen wir nun aber überhaupt vor dem Punkt, der in diesem Zusammenhang unseren Widerspruch am allerschärfsten herausfordert, und das ist Campbells ganze Auffassung von der Sünde. Zwar darin werden ja auch wir noch eine sehr treffende und wertvolle Erkenntnis anerkennen können, wenn Campbell die Sünde immer wieder vor allen Dingen als Selbstsucht definiert — nur daß auch Selbstsucht hier wieder im umfassendsten Sinn genommen werden muß und nicht nur als Gegensatz zu unseren sozialen Instinkten und Betätigungen. Was er darüber ausführt, ist zweifellos aus der Tiefe der religiösen Erfahrung geschöpft. Aber anders steht es damit, wenn er diese Selbstsucht dann doch nicht als ein selbständiges, nur zu reales Lebensprinzip will gelten lassen, wenn er vielmehr das Böse, indem er es einfach dem Begriff des Uebels subsumiert, als notwendige Durchgangsstufe in der Selbstverwirklichung des Guten ansieht, das vor dem nachweisbar in stetem Fortschritt befindlichen Guten von selbst verschwindet und sich in nichts auflöst wie der Schatten vor dem Licht. Wie er denn auch das Wort eines Freundes mit Beifall zitiert, der einmal gesagt habe: Der Teufel ist ein Vakuum (S. 36 ff.). Vergleiche dazu etwa noch Seite 18, wo beide entgegengesetzte Lebensgrundsätze als kosmische Prinzipien hingestellt werden und schließlich sogar von ihnen behauptet wird, daß sie sich wahrscheinlich in jene höhere Einheit auflösen lassen, die für uns ein zu großes Geheimnis ist, als daß wir sie ergründen könnten. Hier werden wohl nicht Wenige schlechterdings nicht mehr mitkönnen mit dem „idealistischen Monismus“ Campbells, sowenig sie ihm darin beipflichten werden, wenn er überhaupt den Körper nur als eine Gedanken- und Bewußtseinsform ansieht und so überhaupt keinen Unterschied zwischen Geist und Materie anerkennen will (S. 173). Sowie die damit gegebenen Fragen aber ins helle Licht des Bewußtseins gehoben werden, gewinnt auch der Erlösungsgedanke doch noch einen anderen Sinn, als ihn Campbell damit verbindet. Wenn ich durch ein Bild ihn andeuten darf: Für einen tadellos gesunden Menschen mags zur Erhaltung und steten Stärkung seiner Gesundheit freilich genug sein, wenn er nur die rechten Gesundheitsregeln kennt und befolgt. Wenn aber ein tieferreichendes Leiden ihn gepackt hat, dann mag auf die Art gewiß auch Manches noch erhalten und gebessert werden. Aber einen gründlichen Erfolg wird es nicht geben ohne eine gründliche Regenerationskur.

4

Das muß dann nun aber auch auf die Gotteslehre seinen Einfluß haben. Ein idealistischer Monismus, wie Campbell ihn vertritt, mag unserem spekulativen Trieb noch so sehr entgegenkommen — und daß für den spekulativen Denker viel Reiz in der Campbellschen Konstruktion liegt, wird sich wohl nicht verkennen lassen, auch wenn durchaus nicht übersehen wird, daß auch auf ihrem Standpunkt manche Frage erst noch begrifflich schärfer durchdacht werden müßte. Ich erinnere nur an das Problem der beiden Wesenheiten in Gott, die dann doch Eins sein sollen. Aber wir brauchen jetzt hier nicht genauer darauf einzugehen. Denn es muß auch bei aller Anerkennung des in ihr liegenden Reizes schon für die Konstruktion im Ganzen gesagt werden, daß die Wirklichkeit selbst uns verbietet, bei ihr abzuschließen. Das hat sich wenigstens andeutungsweise schon gezeigt, wo wir auf das Problem des Bösen gestoßen sind. Aber so läßt sich für eine unbefangene Wirklichkeitsbetrachtung eben überhaupt nicht Alles auf bloß graduelle oder bloß vor-

läufige Unterschiede zurückführen. Sie wird vielmehr immer auch Tatsachen anerkennen müssen, die sich schlechterdings nicht aus einer zum Zwecke der Selbstoffenbarung gesetzten Selbstbeschränkung Gottes erklären lassen, die vielmehr, so wie sie vorliegen, nur als direkt widergöttlich beurteilt werden können.

Damit ist nun aber auch der Gedanke der Immanenz Gottes, so berechtigt er als Ausdruck eines Teilproblems ist, auf das Ganze gesehen zu modifizieren und einzuschränken. Gewiß ist daran das sehr richtig, daß nichts für uns Wirklichkeit werden kann, was nicht in unser Leben eingeht und worin unser Leben nicht etwas seinem tiefsten Kerne Verwandtes ergreifen kann, und so werden wir überhaupt in allem Guten oder allgemeiner in allem echten Geistesleben in der Welt Gott finden und anerkennen und aus ihm Gott zu erkennen versuchen. Aber eben damit tun sich uns dann auch zwei Stufen der Wirklichkeit auf, die sich durchaus nicht ohne weiteres auf einander zurückführen lassen. Und weiter werden wir auch dort, wo wir Gott finden und anerkennen, ihn doch nicht einfach aufgehn lassen in dem, was in der Welt verwirklicht ist. Sonst wäre er eben nicht mehr der Gott des religiösen Glaubens. Sonst wäre aber auch in Wahrheit die Wirklichkeit gar nicht aus ihm zu verstehen. Natürlich liegen da ernste Probleme, die hier nicht auch nur andeutungsweise erledigt werden können. Philosophisch ausgedrückt handelt es sich z. B. um das Verhältnis von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Sein und Werden. Aber soviel läßt sich doch auch hier schon sagen: So einfach, wie der Monismus sich die Dinge zurechtlegt, liegen sie auf jeden Fall nicht. Ohne die Anerkennung eines wenigstens zunächst gegebenen Dualismus und damit einer gewissen Transszendenz Gottes kommen wir einfach nicht aus. Nicht als fromme Menschen. Und nicht für unser Denken.

Richard Kade

Eine werdende Großstadt im Osten

Zweite Hälfte

Auf einem ganz andern Gebiet noch machte ich die Beobachtung, wie schnell und geschickt sich der Chinese das europäische Gewand überzuwerfen imstande ist.

Vor vier Monaten, als ich bei Schnee und Winterkälte im taoistischen Kloster Tai tsing kung den Uebergang vom chinesischen alten Jahr zum neuen mitmachte, hatte ich dort auch öfter die theatralischen Vorführungen mit angesehen, welche bei dieser Veranlassung überall in China veranstaltet werden. Die Bühne war der freie Klosterhof, agiert wurde von einer der im Lande umherziehenden Gesellschaften in der üblichen Weise, unter viel Geschrei und Fistelgesang, mit den traditionellen, flitterbunten Kostümen, Szenerie und äußere Vorgänge nur in drolligster Weise angedeutet. Wenn etwa der Darsteller eine weite Reise machen mußte, so wanderte er geduldig drei Minuten lang um einen hingestellten Stuhl herum. Wenn ein Feldherr stolz zu Pferde davon traben sollte, so genügte es, daß er die Geberde des Aufsteigens andeutete und dann zu Fuß abzog, während ein Mann neben ihm pantomimisch den Eindruck zu erwecken suchte, als ob er ein Pferd führe. Die aufgeführten Szenen waren dem eisernen Bestande des altchinesischen Repertoirs entnommen, historische Ereignisse als Hintergrund, auf denen Intrigue, Leid und Freud der einzelnen Helden sich abhob.

Während ich damals, dem Abt zu Liebe, der meine Frau und mich eigens aus unsrer Zelle herbeiholte, im ungemütlichsten Wetter, zum Glück pelzgeschützt, unter den Mönchen und dem Landvolk auf der Bank saß und die Ausdauer dieser Schauspielerkehlen bewunderte, wie sie zur Begleitung des vierköpfigen Orchesters, das um einen altersschwachen Tisch herumsitzend seine mörderlichen Instrumente malträtierte, stundenlang schreien und singen konnten, nur zwischendurch einmal von einer Tasse Tee gestärkt, kam mir unwillkürlich der Gedanke, wann wohl einmal aus diesem urwüchsigen Theaterbetriebe ein Neues sich entwickeln werde, das unserer Bühne und deren Art sich mehr nähere. Es schien mir in dämmerhafter Ferne zu liegen. In Shanghai aber sollte ich mich überzeugen, daß diese Umgestaltung dort heute schon in vollem Gange ist und sich ganz leidlicher Resultate rühmen kann.

Das chinesische Shanghai besitzt zwei Theater, in denen mehr oder weniger nach europäischer Weise gespielt wird. In eines davon wurden wir von unsern Freunden, deren Gäste wir während unseres Aufenthaltes waren, eines Abends geführt. Der Theaterbau war im Innern ähnlich wie wir es gewohnt sind angelegt, geräumiger und bequemer noch als in dem „Lyceum Theater", welches die Europäer für ihre Aufführungen benutzen. Gefüllt war das Haus vielleicht zur Hälfte. Die Preise sind für chinesische Verhältnisse hoch, und man muß bedenken, daß die Aufführungen alten Stiles gewöhnlich vollkommen frei waren, der Uebergang also empfindlich ist. (Freilich bestanden grade in Shanghai schon seit langer Zeit dauernde chinesische Theater, in denen man Eintrittsgeld zu zahlen hatte.) Das Merkwürdigste war natürlich, was und wie hier gespielt wurde. Auf einer mehr oder weniger europäisch ausgestatteten Bühne agierten, als wir ankamen, grade zwei völlig modern europäisch angezogene Schauspieler, ein Herr und eine Dame, junge Leute, ein Student und eine Studentin. Sie waren miteinander verlobt, stießen indes auf Schwierigkeiten, denn der Vater des jungen Mannes, ein vornehmer hochkonservativer Chinese, hatte starke, nicht ganz unberechtigte Einwände gegen die junge Dame. Die beiden Aufführenden verhandelten über ihre Lage ganz in der Weise, wie man es bei uns auf der Bühne sehen würde. Haltung, Gestikulationen, Aeußerungen der Leidenschaft oder des Schmerzes wurden völlig in unsrer Ausdrucksart wiedergegeben. Sonderbar berührte dabei nur, daß der junge Mann, obwohl er das Gespräch mit seiner Verlobten in einem Zimmer führte, beständig seinen schwarzen Filzhut auf dem Kopf behielt. Später kam der Vater dazu und der dramatische Konflikt reifte heran. Es gelingt dem Vater, die beiden zu trennen, nachdem er den Sohn zum Zeugen davon gemacht hat, daß das junge Mädchen mit einem andern Manne, der seinem Aeußern nach wohl ein russischer Seeoffizier sein sollte, in nahen Beziehungen steht. Die Trennung zwischen den Verlobten fiel sehr drastisch aus, eine Ohrfeige, die der Jüngling der Ungetreuen versetzte, besiegelte ihren Abschied. Dem Mädchen gelingt es indes durch einen klugen Schachzug, alles zu ihren Gunsten umzugestalten. Sie entwendet jenem fremden Seeoffizier ein wichtiges Papier, eine militärische Karte. Dann schreibt sie ihrem früheren Verlobten einen lamentablen Brief, versichernd, daß sie nur aus Patriotismus, nämlich um wichtige Dokumente zu bekommen, sich jenem Fremden genähert habe und daß sie dem Verlobten mit diesem Briefe das Resultat ihrer Bemühung, die beiliegende Karte, aushändige. Er habe ihr Unrecht getan, sie sei eine Märtyrerin ihrer guten Absichten. Die Situation soll so verstanden werden, daß China grade in einen schweren Krieg mit der fremden Macht verwickelt ist, welcher jener Offizier angehört. Der junge Mann, der „Student", ist zugleich selbst Offizier. Er benutzt die entwendete Militärkarte, und es gelingt ihm, dadurch einen entscheidenden Sieg zu erfechten. Natürlich erfolgt nun die Versöhnung; nachdem die verstoßene Verlobte ihren Geliebten, außerdem einen seiner Freunde, und endlich auch den alten Vater reumütig zu ihren Füßen knieen gesehn hat, reicht sie dem jungen Manne die Hand.

Altes und Neues mischte sich seltsam in dieser Theaterleistung. Die Musik, unter anderm, trug entschieden noch den Stempel der alten Zeit, ein wirres Lärmen, das zu Zeiten hervorbrach, um gewisse Höhepunkte der Handlung zu markieren. Doch bedeutete es entschieden einen Fortschritt, daß die „Musiker" verdeckt spielten und ihre Tätigkeit das Trommelfell der Hörer nicht so direkt angriff wie gewöhnlich. Dekoration und Szenenwechsel waren nicht übel zu Wege gebracht. Die meisten Vorgänge spielten im Innern von Gemächern, welche nach westländischem Muster eingerichtet waren. Manche Partieen des Stückes hätten, wenn man die chinesische Sprache abzog, wohl als ganz leidliche Leistungen einer mittelmäßigen deutschen oder englischen Aufführung gelten können. Doch fielen dazwischen wieder allerlei sonderbare Bilder. So wurden die Wechselfälle der Schlachten in dem erwähnten Kriege sehr drollig, ganz im

Geiste altchinesischer Theater, dargestellt. Ein hoher Beamter saß auf einem Thron. Vor ihm war eine Abteilung Soldaten in der altchinesischen Uniformierung samt dazu passenden Offizieren aufgestellt; dahinter dann eine zweite Abteilung in modernen europäischen Uniformen mit den entsprechenden Offizieren. Der Höchstkommandierende schickt die Hälfte der altmodischen Krieger von der Bühne fort in den Kampf. Hinter der Szene folgt ein gewaltiger Lärm, und in wenigen Augenblicken kommen die Entsandten schreiend und klagend zurückgelaufen, werfen sich vor dem Thron des Kommandanten wie tot oder verwundet nieder. Damit wurde also die Niederlage vor Augen geführt. Der Befehlshaber entsendet nun die zweite Hälfte der alten Garde. Derselbe Hergang. Dann endlich befiehlt er den modernen Truppen, deren Leitung dem Helden des Stückes übertragen ist, auszuziehen. Sie entschwinden und kehren nach zwei Minuten mit Triumphgeschrei und gefesselten Gefangenen vor den Gebieter zurück. — Derartige Kindlichkeiten beeinträchtigen natürlich die Wirkung für Europäer sehr; dem Chinesen wird solch ein Rückfall in das Alte nicht besonders auffällig oder unangenehm sein.

Auf dies erste Stück folgten übrigens (in sozusagen atemlosem Anschluß) noch zwei andere Aufführungen, beide aber viel mehr nach altchinesischer Manier, die erste eine sehr malerische Pantomime, der Kampf von Seeräubern mit Truppen der Regierung, wobei auch akrobatischen Kunststücken viel Spielraum gelassen wurde, die zweite ein charakteristisches Bild aus dem chinesischen Familienleben, die Streitigkeiten einer vornehmen, älteren Frau mit einer jungen, schönen Nebenfrau, welche zuerst sehr leiden muß, dann aber durch ihre Schlauheit und ihren Mut einen großen Triumph erlebt. —

Ob man sich von der Fortentwicklung des chinesischen Theaters im europäischen Sinne auch einiges für die Entwicklung des chinesischen Volksgeistes versprechen darf? Ich glaube doch wohl. Zwar das Mittel ist zweischneidig; mit den guten Wirkungen werden auch allerlei böse Hand in Hand gehen, und Schillers Ideal der „Schaubühne als moralischer Anstalt“ wird sich hier so wenig gradlinig erreichen lassen, wie es bei uns daheim erreicht ist. Aber zur Weckung bewußten und nachdenkenden Lebens können die Spiegelbilder des täglichen Treibens, welche die Kunst der Bühne entrollt, doch gewiß viel beitragen, und damit wird im heutigen und künftigen China eine nicht unwichtige Aufgabe erfüllt.

*

Noch einige persönliche Worte seien mir gestattet, ohne die ich von Shanghai nicht scheiden kann.

Den halbverwischten Spuren früheren Lebens und Wirkens nachzugehen, hat einen wehmütigen Reiz. In der Kirche, deren Einweihung vor zehn Jahren den Abschluß meiner Tätigkeit bildete, durfte ich wieder einmal auf der Kanzel stehen, freilich vor mehr neuen als altbekannten Gesichtern. Es war doch ein freundlicher und hoffnungweckender Eindruck. Vielleicht verwindet die Gemeinde nun allmählich den bösen Zusammenbruch und das Interregnum der letzten Jahre. Die früheren Schulräume standen öde und leer. Die Schule ist seit Kurzem in ihr eigenes, stattliches, draußen im Grünen gelegenes Gebäude eingezogen, gewiß ein wichtiger Fortschritt, dem ein kräftiges inneres Gedeihen entsprechen möge. Die ehemaligen Schulzimmer sollen nun demnächst als Lese- und Unterhaltungszimmer für die Mannschaft unserer Kriegsschiffe eingerichtet werden. Das frühere Seemannslesezimmer hat sich zu einem richtigen Seemannshause ausgewachsen, das unter tüchtiger Leitung zu stehen scheint. Leider liegt es nicht günstig, versteckt und fern, und unsre Kriegsmarine scheint dort wenig oder gar nicht zu verkehren. Eine Verlegung in die Nähe der Kirche wird aber geplant.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist wie wenn man auf stiller Heide ferne Glocken läuten zu hören meint. Ein heimatlicher Ton, der das Herz sucht, aber ganz gedämpft, ganz aus der Weite. Wenn ich mich hier ans Wasser setze, wo dem Auge eigentlich nur altbekannte Bilder begegnen, dort die Mauern des mir Jahre hindurch so gastlich geöffneten Konsulats, vor mir die ewig gleichen Fahrzeuge, die auf und abziehen, drüben die unbestimmten Uferlinien der andern Seite, dann kann ich vergessen, was hier um mich her alles vergangen und was neu entstanden ist, die fernen Glockentöne werden lauter, vernehmlicher.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf — —

Aber ein ermahnender Blick, der weiter herumkreist, bringt zum Bewußtsein, daß es eben Schatten sind. „Zerstoben ist das freundliche Gedränge“, eine andere Welt hat sich hier bereits herangebildet, und die meisten der alten Gesichter muß ich heute entweder in weiter Ferne suchen oder — auf dem Kirchhof. Und doch: was war, hat ein dauerndes Bestehen in unserm Innern, wo dieselben Jahre, die es äußerlich immer mehr verwischen, es zugleich immer mehr klären und reinigen. Aus den oft wirren und unverstandenen Linien des gegenwärtigen Erlebens heben sich dem, der innerlich festhält, mit der Zeit klarere und verständlichere Linien hervor, der Abstand und der Ueberblick hebt sie heraus, und die Wirrnis des vergänglichen Zufalls wird zu ewigen Gedanken. In ihnen gehen wir zur Ruhe. —

Heinrich Hackmann

Feuerbestattung

Die Feuerbestattung ist nun auch in Preußen gesetzlich erlaubt. Ich finde das Resultat der Verhandlungen des Abgeordneten- und Herrenhauses besonders darum erfreulich, weil es nicht ein Sieg des Gedankens der Feuerbestattung war sondern ein reiner Sieg des Gedankens der Toleranz. Wer übrigens die Feuerbestattung im Kampf verteidigt und grundsätzlich verherrlicht sehen will, der greife zu Tiedjes interessanter Schrift: Feuerbestattung und Religiosität.*) Aber wie gesagt: ich habe mich besonders daran gefreut, daß in keiner Weise sachliche Gründe für die Feuerbestattung dies Gesetz erkämpften sondern einfach der Gedanke der Toleranz. Ja, es haben Abgeordnete für das Gesetz gestimmt, die der Feuerbestattung gegenüber schwere Bedenken hatten. Und ich finde weiter, daß die natürlich besonders von Gegnern des Gesetzes vorgetragenen Bedenken im großen und ganzen würdig vorgebracht und sachlich durchaus beachtlich waren. So gewiß christlicher Glaube völlig unabhängig ist von der Art der Totenbestattung — es war erfreulich, daß das von allen Seiten zugegeben wurde —, so gewiß haben doch alte Sitten eine innige Verbindung geschlossen mit den Glaubensgedanken, sodaß auch diese im Innersten erzittern, wenn jene sterben. Ganz besonders Dryander hat im Herrenhaus davon gesagt. Es ist die Aufgabe der Christen unter den Freunden der Feuerbestattung, auch diese werdende Sitte innerlich mit christlichen Glaubensgedanken zu verbinden, zunächst vor allem zu verhüten, daß nicht den Feuerbestattern mit Recht könne nachgesagt werden, sie hätten keinen Sinn für die pietätvolle Pflege der Erinnerung an die Toten. Von da aus ist der Paragraph 6 des Gesetzes zu begrüßen, der bestimmt, daß die Aschenreste in der Urnenhalle oder in einer andern behördlich genehmigten Bestattungsanlage beigesetzt werden müssen. Ueberhaupt scheinen mir die in das Gesetz hineingearbeiteten einschränkenden Bestimmungen im allgemeinen durchaus gerechtfertigt. Als überflüssig und darum chikanös empfinde ich den siebenten Absatz des dritten Paragraphen: „Die Genehmigung ist zu versagen, 7. wenn nicht von den in § 2 genannten Körperschaften der Antrag von mindestens Zweidrittelmehrheit beschlossen worden ist.“ Dagegen scheint es mir durchaus nicht überflüssig zu sein, sondern überaus wichtig, wenn der erste Absatz des dritten Paragraphen bestimmt, daß die Genehmigung zu versagen ist, „wenn nicht dafür gesorgt ist, daß

*) Der Kampf um die Flamme. Eine kritische Würdigung der von Militär-Oberpfarrer und Konsistorialrat Bock verfaßten Broschüre: „Leichenverbrennung oder Leichenbestattung — was ist Christenrecht und Christenpflicht?“ Herausgegeben von Dr. med. Mühling. Inhalt: 1. Mühling: Die Bocksche Broschüre im Lichte der Kritik; 2. Tiedje: Feuerbestattung und Religiosität; 3. Berthold: Die Feuerbestattung und das evangelische Kirchenregiment. Königsberg i. Pr., Gräfe und Unzer 1911. 70 S. 60 Pfg.

neben der Feuerbestattung auch die Beerdigung Verstorbener dauernd in bisheriger Weise stattfinden kann.“ So kann man auf diese gesetzgeberische Aktion mit Befriedigung zurücksehen.*) Man hätte nur gewünscht, daß auch das Gros der konservativen Partei den Gedanken der Toleranz über ihre Bedenken hätte siegen lassen.

Nachdem nun der Staat sich so entschieden hat, wird die Haltung der evangelischen Kirche doppelt unerfreulich. Zwar die Freunde einer reinlichen und völligen Trennung der Kirche vom Staat wird es nicht unangenehm berühren, daß in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und Herrenhauses kaum von dieser Haltung gesprochen wurde. Ich kann darin nur — wie überhaupt in dem Feldgeschrei „Trennung von Staat und Kirche“ auf deutschem Boden — eine innere Loslösung des Volkslebens von der Kirche sehen. Ich hätte es auf das lebhafteste begrüßt, wenn hier in der Volksvertretung von den evangelischen Vertretern bei dieser Gelegenheit stark und unmißverständlich gesagt wäre: Wir empfinden die betreffenden Verordnungen der evangelischen Kirchen als intolerant in der Sache und als unklar und verworren in der Form. Denn nicht das ist das Schlimmste an diesen Verfügungen — und darin werden wir Alle übereinstimmen — daß sie die Beteiligung der Pfarrer an den Feiern bei Feuerbestattung verbieten, sondern daß sie sie halb verbieten halb gestatten, indem sie spitzfindige Unterscheidungen machen zwischen Teilnahmen im Talar und solchen ohne Talar, zwischen Feiern im unmittelbaren Zusammenhang mit der eigentlichen Verbrennung und zwischen solchen zu anderer Zeit usw. Wir hoffen wohl mit Sicherheit, daß nun bald alle diese Bestimmungen fallen. Das ist ja ein Segen der Staatskirche, daß sie sich nicht auf die Dauer den vom Volk in seiner Gesamtheit anerkannten neuen Sitten widersetzen kann. Aber es wäre doch viel schöner gewesen, wenn die in der Landeskirche zusammengefaßten evangelischen Staatsglieder dem Staat schon viel früher gesagt hätten, daß man vom Christentum her gegen diese neue Sitte volle Toleranz üben könne und darum müsse.

Heinz Beckmann

Einige Bemerkungen

zu Rudolf Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts

Professor Kittel hat im Jahre 1909 in einem Kursus von sechs Vorträgen für Volksschullehrer, die als Religionslehrer tätig sind, sich darüber ausgesprochen, „was wirklich als gesicherte Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft anzusehen sei.“ Die Vorträge sind 1910 unter oben stehendem Titel im Druck erschienen.**) Wenn man in einem allgemein verständlich geschriebenen Handbuch die gesicherten Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft einwandfrei herausstellen könnte, so wäre das lebhaft zu begrüßen. Ob Kittel dieses Ziel, aufs innigste zu wünschen, auch wirklich erreicht hat?

Eine der wieder am meisten umstrittenen und gerade für den Religionsunterricht besonders schwierigen Fragen ist die Frage nach der Entstehung des „mosaischen Gesetzes“. Der älteste Teil des Gesetzes, das Bundesbuch, „ist in der frühisraelitischen Zeit in Kanaan und für die Verhältnisse dieses Landes geschaffen. Es ist nach Form und Inhalt mehrfach angelehnt an altbabylonisches, bei den Kananäern geübtes Recht. Für das Israel der Wanderzeit, also für den Wüstenaufenthalt ist es nicht bestimmt.“ (S. 29) Kittel hebt also mit Bewußtsein hervor: Das Bundesbuch stammt nicht aus der Nomadenzeit, sondern aus der Zeit, da Israel schon in Kanaan ansässig war, es enthält Bauernrecht, nicht Beduinenrecht. Trotzdem fährt er fort:

> Da wir nun Mose sonst als Gesetzgeber Israels kennen, worüber noch zu reden sein wird, so liegt kein Grund vor, der verböte, dieses frühisraelitische Gesetz mit ihm in Verbindung zu bringen, sei es so, daß Mose selbst im Blick auf die Wanderung seines Volkes nach Kanaan das in Kanaan geübte Recht nach den Bedürfnissen Israels umgestaltete, oder daß — was wesentlich näher liegt — Männer des frühen, nachmosaischen Israel, den Anregungen und Grundsätzen Moses folgend, jenes Gesetzbuch auf Grund des in Kanaan geübten Rechtes schufen.

Die erste Möglichkeit, die Kittel annimmt, ist eine juristische Ungeheuerlichkeit. Der Fixierung von Rechtsgrundsätzen geht ihre praktische Anwendung immer voraus, nicht umgekehrt. Daß der Gesetzgeber eines Nomadenvolks das spätere Seßhaftwerden seiner Stämme ins Auge faßt und für diese Zukunft Gesetze gibt, das ist eine unvollziehbare Vorstellung. Das wäre so, wie wenn ein deutscher Gesetzgeber, zu der Zeit als in Deutschland noch der Handwerksbetrieb herrschte, für den kommenden Kapitalismus eine, etwa aus England importierte, Gesetzgebung hätte schaffen wollen. Nicht besser steht es mit der zweiten, von Kittel angedeuteten Möglichkeit, daß Männer des frühen, nachmosaischen Israel „den Anregungen und Grundsätzen Moses folgend“ das Bundesbuch geschaffen hätten. Was soll man sich denn darunter denken? Einzelheiten können unter so völlig veränderten ökonomischen Bedingungen nicht herübergenommen worden sein. Denkt man aber an einen Allgemeingrundsatz wie den der Gerechtigkeit, so ist das selbstverständlich. Das Streben danach haben schließlich alle Gesetze mit einander gemein.

Schon dieses eine Beispiel zeigt das Hin- und Herschwanken zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und der Tradition. Warum nicht klar und einfach sagen: die Tradition weist Mose alles zu, was überhaupt an Gesetz in Israel geschaffen worden ist. Mose, der Schöpfer der Jahwereligion, der Gesetzgeber der Urzeit, stand als eine so gewaltige Größe in der Erinnerung des Volks, daß alles, was überhaupt an Gesetz da war, auf seine Persönlichkeit zurückgeführt wurde. Statt dessen kann es Kittel nicht unterlassen, wenigstens ein Stück der Tradition, allerdings nur wie ein brennendes Scheit aus dem Feuer, zu retten, indem er den Nachweis versucht, daß wenigstens der älteste Teil des Gesetzes mit Mose irgendwie entfernt zusammen hängen könnte. Was ist denn damit gewonnen? Neun Zehntel der Tradition muß er ja doch ablehnen. Das Meiste im Bundesbuch, vollends die josianische und die exilische Gesetzgebung haben ja auch nach seiner Auffassung nichts mit Mose zu tun. Ein „mosaisches Gesetz“ im Sinn der Tradition gibt es nicht. Durch diese Halbheit kommt eine gerade im Hinblick auf den speziellen Zweck des Buches bedauerliche Unsicherheit in die Darstellung, ganz abgesehen davon, daß die Beziehungen Moses zum Bundesbuch, so wie sie Kittel darstellt, die Bezeichnung „gesichertes Ergebnis“ in keiner Weise in Anspruch nehmen können.

Im Zusammenhang damit stehen einige eigentümliche Aeußerungen über Wellhausen. Zwar warnt Kittel vor den Siegesfanfaren Uebereifriger, der Art: die Wellhausensche Theorie liege in den letzten Zügen oder sei tot. Zugleich aber heißt es: mit der Anschauung, das Gesetz in Israel sei zeitlich hinter die Propheten zu rücken „muß definitiv, und je eher je lieber gebrochen werden“. (S. 25) Was ist der Tatbestand? Das schon genannte Bundesbuch ist vorprophetisch. Nachprophetisch aber sind nach wie vor D (das sogenannte Deuteronomium, die Josianische Gesetzgebung) und P (die im Exil verfaßte Priestergesetzgebung.) Daß der Umfang von D und P noch im Einzelnen festzustellen ist, daß etwa das in P enthaltene sogenannte Heiligkeitsgesetz möglicherweise als vorexilisch, wenn auch noch lange nicht als vorprophetisch zu gelten hat, das sind Fragen für sich. Der Grundbestand jener beiden großen Schichten D und P ist zeitlich fixierbar und zwar als nachprophetisch, während doch die alte Auffassung das ganze Gesetz zeitlich vor die Propheten gestellt hatte. Kann man nun diesem Tatbestand gegenüber von einem definitiven Bruch mit der Wellhausenschen Auffassung reden? Das ist eine kolossale Uebertreibung. Einer Korrektur der Wellhausenschen Anschauung widersetzt sich niemand. Diese Korrektur spielt aber gar keine Rolle im Vergleich zu dem, was von seinen mit sichrer Hand herausgestellten Ergebnissen bestehen bleibt. Diesen Tatbestand sollte niemand verdunkeln, vor allem nicht, wenn er so durchaus auf Wellhausens

*) Eine gute Zusammenstellung der in den einzelnen Ländern geltenden Rechtszustände gibt die Schrift von Prosper Müllendorff: Feuerbestattung und Freiheit. Eine Rundschau im Auslande. Neubner, Köln 1911. 46 S. 60 Pfg.

**) Leipzig, Quelle und Meyer 1910. 232 S. 10 Abbildungen und 6 Tafeln. 3, gebunden 3,50 Mk.

Schultern steht, wie es bei Kittel nach seinem eigenen Zeugnis der Fall ist. Man möge sich doch klar machen, wie solche Sätze wirken, zumal auf Leser, die nicht in der Lage sind, selber nachprüfen zu können. Man lese doch die rechtsstehenden Kirchenzeitungen; da wird Kittels Buch in einer Weise ausgebeutet, die ihm selber am wenigsten gefallen würde. Da wird es jetzt geradezu Mode, Wellhausen als toten Hund zu behandeln. Vor kurzem ließ sich ein württembergischer Dekan vernehmen: „Ich bin nur froh, daß ich bei der Wellhausenschen Sache nie mitgetan habe, jetzt sieht man ja, daß es nichts damit ist.“ Dafür kann ja nun Kittel nichts, aber das ist das Echo auf sein Buch.

So sehr Kittel bestrebt ist, seine im Wesentlichen moderne Auffassung durch oft sehr künstliche Brücken mit der älteren Anschauung zu verbinden, so zeigt er doch wieder eine zu starke Nachgiebigkeit gegenüber dem Allerneuesten, dem Panbabylonismus. Der babylonische Einfluß auf Kanaan, vollends aber auf das eingewanderte Israel wird meines Erachtens von Kittel stark überschätzt.*) Kittel kommt (S. 37) zu dem Ergebnis, daß zur Zeit der Einwanderung babylonischer Geist und babylonische Kultur wesentlich geherrscht haben, wie die Tell el Amarna-briefe beweisen. Daß speziell die babylonische Sprache nicht etwa bloß im Diplomatenverkehr, sondern in den Dingen des täglichen Lebens angewandt worden sei, das zeigen die Briefe Ischtarwaschurs, die Sellin in Taanach gefunden hat. Dagegen läßt sich nach wie vor einwenden, daß die offizielle Sprache babylonisch sein konnte, ohne daß die Landeskultur babylonisch zu sein brauchte. Wenn vor hundert Jahren im Spreewald ein rechtsgültiger Kontrakt aufgesetzt wurde, — über die „alltäglichsten Dinge“ — so war dieser Kontrakt in deutscher Sprache abgefaßt, nichtsdestoweniger war die Kultur des Spreewalds wendisch. Wenn heute im Innern von Paraguay ein Brief geschrieben werden muß, wiederum über die „alltäglichsten Dinge“, etwa die Lieferung von Vieh, so wird dieser Brief in der offiziellen, zu jeder Art von Rechtsverbindlichkeit notwendigen Sprache, dem Spanischen abgefaßt, obwohl die Leute unter sich niemals spanisch **reden**, sondern Guarani. Ueberdies ist unser papierenes Zeitalter viel zu sehr geneigt, die Kultur eines Zeitalters nach seinen schriftlichen Aufzeichnungen zu bemessen. Aber selbst wenn wir zugeben würden, daß die kananäische Kultur durch und durch babylonisch gewesen sei, so folgt daraus noch lange nicht, daß diese babylonische Kultur die eindringenden Nomaden stark beeinflußt habe. Zum Beweis möchte ich nicht auf schriftliche Aufzeichnungen hinweisen, sondern auf das Kunsthandwerk. Ich folge hier einem Mann, auf den sich Kittel ebenfalls beruft: Sellin, früher in Wien, jetzt in Rostock. Sellin hat hauptsächlich auf dem Tell Taa'nak gegraben, der Stätte des alten Taanach in der Megiddoebene. Er legte dort eine Stadt bloß, die etwa vom Jahr 2000—600 vor Chr. mit sehr wechselvollen Schicksalen existiert hat und im Lauf dieser Zeit an vier verschiedenen Stellen durch Burgen befestigt wurde. Sellin konstatiert nun — und das ist für unsre Frage außerordentlich wichtig — daß vom Jahr 1200 an, also gerade von der Zeit ab, als die Israeliten in Kanaan eindrangen, in der Keramik **der babylonische Einfluß völlig aufhört.** Ferner:

> Der phönizisch-griechische Einfluß tritt ums Jahr 1200 vollständig zurück. Die Erzeugnisse der Keramik machen einen kläglichen Eindruck im Verhältnis zu denen der kananitischen Epoche. Plötzlich aber, im Norden wohl schon seit dem achten, im Süden etwa seit dem siebten Jahrhundert sehen wir denselben (nämlich den phönizisch-griechischen Einfluß) sich wieder mächtig regen. Die Verzierungen an den Krügen, Handgriffe, Randdekorationen usw. nehmen dieselbe Form an wie die gleichzeitigen Funde von Cypern (Wölfe, Füchse, besonders Stierköpfe und Tauben). . . Griechische Ware findet (durch phönizische Vermittlung) massenhaft Eingang. (Sellin, Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient. Leipzig, Deichert 1905. 44 S. 80 Pfg.)

Diese Tatsachen ergeben am Ende doch einige Richtungspunkte für den Verlauf der kulturellen Entwicklung. Durch die Wirren und Kämpfe, von denen die Amarna-briefe erzählen, durch das Einströmen von Beduinenstämmen mag der babylonische Einfluß überhaupt unterbrochen worden sein. Außerdem aber fehlten von jener Zeit ab einem ganzen Bruchteil der Gesamtbevölkerung, eben den einströmenden Nomaden, die Organe zur Aufnahme kultureller Einflüsse. Die Behauptung, daß etwa schon die Nomaden babylonisch beeinflußt gewesen seien, ist völlig haltlos. Auch Kittel bleibt die Beweise dafür schuldig, sowohl in seinem Buch als in der oben genannten Broschüre. Zunächst waren die Lebensgewohnheiten doch zu sehr verschieden, als daß mehr denn belanglose Aeußerlichkeiten hätten übertragen werden können. Erst durch das allmähliche Zusammenleben von Israeliten und Kananäern, — wie es sich etwa in Sichem herausgebildet hat — stieg auch die Empfänglichkeit der Israeliten für kananäische und damit babylonische Kultur. Ferner läßt das Wiederanschwellen der ausländischen Einflüsse im achten und siebten Jahrhundert vermuten, daß es sich doch auch um importierte, nicht von Anfang an im Lande gewesene Einflüsse handelte. Dann kämen — für diese spätere Zeit — als Vermittler nicht die Kananäer in Betracht, sondern Phönizier, Syrer und Assyrer.

Nun kann man mir natürlich die ganz auffallenden Parallelen entgegenhalten, die das Bundesbuch mit dem Codex Hammurabi zeigt. Die §§ 196/197, 199—201 des Codex Hammurabi verglichen mit 2. Mose 21, 24 und 25 sind ja wahre Prunkstücke des Panbabylonismus. In dem bekannten Wort: Auge um Auge, Zahn um Zahn usw. lehnt sich sogar die Reihenfolge in der Aufzählung an das babylonische Muster an, so daß eine unmittelbare Einwirkung über allen Zweifel erhaben ist. Das trifft noch für eine Reihe von Paragraphen zu, die Kittel S. 23 ff. hübsch zusammenstellt. Und trotzdem ist es eine ganz äußerliche Auffassung, wenn man von dieser Uebereinstimmung auf eine wesentliche Beeinflussung israelitischen Rechtslebens durch Babylonien schließen will. Der Geist des israelitischen Rechtslebens ist total verschieden vom babylonischen, wie die Behandlung der wichtigsten Rechtssache: Schutz des Lebens, Bestrafung des Mordes, deutlich zeigt. Was bedeuten denn Parallelen in Beziehung auf Körperverletzung, fahrlässige Tötung, Schuldrecht, Pfandrecht, Handelsrecht usw. gegenüber der einen Tatsache, daß die Blutrache noch im Deuteronomium sanktioniert, nur von der Familie des Mörders auf den Mörder allein beschränkt wird? Wenn Kittel etwa mit Benzinger sagen würde: das erklärt sich daher „daß Israel eben die niederste Stufe sozialer Organisation, die Geschlechterverfassung, noch nicht lange hinter sich hatte“ (Benzinger: Wie wurden die Juden das Volk des Gesetzes?*) 1908. S. 21), so wäre dies in keiner Weise stichhaltig. Wenn in einer so wichtigen Sache, vielleicht der Hauptsache des Rechtslebens, noch ein halbes Jahrtausend nach dem Seßhaftwerden Beduinenrecht in Israel gilt, dann sind das nicht graduelle, nur durch ein länger oder kürzer von Kulturleben erklärbare Unterschiede, sondern das ist eine wesensverschiedene Auffassung von Recht und Gesetz. Im tiefsten Grund seiner Seele war der Israelit des Jahres 500 vor Christus bei aller Kultur immer noch der Beduine der Vorzeit und fühlte niemals so wie der Stadtbürger, selbst wenn er Generationen in der Stadt saß. Es handelt sich hier durchaus nicht um ein mehr oder weniger an Kultur, um ein langsames Hineinwachsen in den modernen Rechtsstaat. Vielmehr offenbart sich hier gerade eine besondere Anlage des Volkscharakters: Auch der hochkultivierte Israelit wollte das Wichtigste im Rechtsleben nach altem Beduinenbrauch dem **Geschlecht** vorbehalten wissen, nicht dem Staat, nicht dem Richter. Und **das** ist doch entscheidend für den **Geist** des Rechts, nicht der Kleinkram vom stößigen Rind und Aehnliches. Darüber entschied natürlich der Schech nach kananäischem Recht. Richten wir den Blick aufs Wesentliche, so sind die Unterschiede in der Rechtsauffassung viel größer als die Uebereinstimmung. —

Wäre Kittels Buch als Beitrag zur wissenschaftlichen Erörterung erschienen, so läge die Sache anders. Es tritt aber mit dem Anspruch auf, ein Fazit zu ziehen und Richtlinien zu geben für den Religionsunterricht speziell in der Volksschule. In beiden Beziehungen bleibt das Ergebnis hinter den Ansprüchen zurück. In dem Vielerlei der Erörterung tritt das

*) Dies gilt zum Teil auch für seine Broschüre: Die orientalischen Ausgrabungen und die ältere biblische Geschichte. Leipzig, Deichert 1908. 52 S. 90 Pfg.

*) Tübingen, Mohr. 48 S. 70 Pfg.

Ergebnis als solches nicht klar heraus. Dann werden wieder als Ergebnisse Dinge geboten, die das Stadium der Diskussion noch nicht entfernt passiert haben. Dazu gehören vor allem die Meinungen des Panbabylonismus. Ein Buch, das die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen darstellen will, zumal mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts, — ein solches Buch müßte doch auf festere Grundlagen gestellt sein.

Hermann Weinheimer

Zwei Erklärungen

2. Die Professorenerklärung

Unter den persönlichen Kundgebungen zum Jatho-Prozeß befindet sich eine Erklärung von 37 Professoren der Theologie. Man hat ihre Bedeutung durch den Hinweis herabzumindern versucht, daß nur 8 von den 37 der preußischen Landeskirche angehören. Wäre der Prozeß Jatho eine rein altpreußisch-landeskirchliche Angelegenheit, so müßte man den Hinweis gelten lassen. Aber das Spruchkollegium ist zwar rechtlich eine Einrichtung der preußischen Landeskirche; trotzdem ist, was es treibt und tut, für die gesamte evangelische Kirche Deutschlands getrieben und getan. Alle Versuche, hier dem Urteil landeskirchliche Schranken zu setzen, sind vergeblich: das Maß des Interesses ist das Maß der Kompetenz. Und zumal die Universitätslehrer, die dank der akademischen Freizügigkeit junge Theologen aus der preußischen Landeskirche überall in Deutschland zu ihren Füßen sitzen sehen, haben gar keine Möglichkeit und kein Recht sich zu verhalten, als ginge sie nur das an, was in ihrer eigenen (zufälligen) Landeskirche geschieht.

Die Zahl 37 ist dennoch oder ebendarum keine imponierende. Aber sie fällt schwerer ins Gewicht, wenn man bedenkt, wie gerade Männer dieses Berufs es mit der eignen Meinung und mit ihrer richtigen Formulierung immer besonders genau nehmen werden. Sie sind von Rechts wegen Männer des Worts, nicht des verkündigenden zunächst, sondern des scharf unterscheidenden. Eine gemeinsame Aeußerung muß also ihnen besonders schwer fallen. Und leider ist die heilsame Nötigung, die früher für die theologischen Fakultäten bestand, durch Gutachten sich öffentlicher Angelegenheiten anzunehmen, abhanden gekommen. Die Zulassung eines Fakultätsvertreters als Mitglieds zur Synode, oder die Berufung zweier Fakultätsmitglieder zum preußischen Spruchkollegium sind ein allzu geringer Ersatz dafür.

Wie die Dinge liegen, sind also 37 Professoren schon eine ganze Menge. Und wie die Dinge liegen, kommt es — trotz dem vorhin Gesagten — auf den Wortlaut der Erklärung gar nicht so sehr an. Es sind selbstverständlich extreme Ansichten ausgeschlossen worden, und jeder Einzelne hat der Gemeinsamkeit sein Opfer gebracht. Eine Erklärung, die dem Spruchkollegium sein Existenzrecht überhaupt abgesprochen hätte, würde Unterschriften gefunden haben, die nun fehlen; Andere würden sie lieber unterzeichnet haben als die nun vorliegende; 37 Namen würden aber nicht dafür zu haben gewesen sein! Dagegen wissen die 37 alle von „den großen Gefahren, die mit dieser Institution verbunden sind" und die „gleich bei der ersten Handlung" des Gerichts „beleuchtet" wurden. Sie sprechen alle — ob zuversichtlich oder nicht, jedenfalls sorgend und heischend — „die Hoffnung aus, daß das Spruchkollegium in den Formen seiner bisherigen Wirksamkeit weiterhin nicht mehr in Tätigkeit treten wird."*)

Ich wünschte, unter den Motiven jener Kritik und dieser Hoffnung hätte der große religiöse Leitgedanke obenan gestanden, daß die Lehrer der evangelischen Theologie an den Sieg der Wahrheit unter allen Umständen felsenfest glauben, daß dies ein Stück ihres Charakters und ihrer Berufsfreudigkeit ist. Damit wäre die Einrichtung des Spruchgerichts sofort aus der religiösen Sphäre in die Sphäre verwiesen worden, in der man ruhig über das verhandeln kann, was sittlich und praktisch Wert hat oder nicht. Indem die Erklärung alsbald an das Spruchgericht herantritt, begnügt sie sich damit, sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß „die christliche Persönlichkeit", ihre „praktische Leistung und Tüchtigkeit", „das Leben im Geist Jesu Christi" das sei, wonach man einen Diener der Kirche zu fragen und zu schätzen habe, — nicht seine „Lehre allein", nicht seine „Rechtgläubigkeit", die klar zu bestimmen es an den „Maßstäben" gebricht. Und als Lehrer der theologischen Jugend legen die Erklärer weiterhin darauf noch besonderen Nachdruck, daß sie ihre Aufgabe an dieser in nichts Anderem sehen können, als in der „Pflege ernster christlicher Gesinnung in voller Ehrlichkeit und Wahrheit." Nur wenn das Ziel der theologischen Erziehung der Studierenden so bestimmt wird, kann die theologische Fakultät „ihre Stellung im Organismus der deutschen Universitäten" behaupten.

Noch einmal, es kommt weniger auf den Buchstaben der Erklärung an, als auf die Tatsache, daß Professoren der Theologie in solch praktischem Fall endlich einmal aus ihrer Reserve herausgetreten sind und das ihnen entrissene Gutachteramt wenigstens in bescheidenem Maße wieder in Anspruch genommen haben. Zu einem Gutachten in Sachen Jathos kam es zwar nicht. Seine Theologie wird überhaupt nicht beurteilt oder auch nur charakterisiert. Und es hätten sich gewiß keine 37 Namen gefunden, diese Theologie gutzuheißen. Umgekehrt: hätte Jatho eine andre Theologie, eine solche, für die unsre Dozenten von heute sich unmittelbar verantwortlich wüßten, dann würde die Erklärung ganz anders unterstützt worden sein. Hier liegen gerade für die akademische Zunft ganz eigentümliche Schwierigkeiten im Fall Jatho.

Es ist ja weithin der Eindruck: „die Professoren" ließen die modernen Theologen im Pfarramt, ihre Schüler, im Stich. Im Protestantenblatt Nr. 29 z. B. ist dieser Vorwurf leidenschaftlich vorgetragen worden. Und Schrempf hat im Heft 21 des „März" beim Rückblick auf seinen eigenen Fall den 1900 verstorbenen Tübinger Kirchenhistoriker Karl Weizsäcker ausdrücklich dessen beschuldigt, daß er damals und gegenüber den modernen Pfarrern seiner Schule überhaupt versagt habe. Ich weiß nicht, ob diese Beschuldigung in Württemberg eine Antwort gefunden hat; wie sie erhoben ist, ist es eine schwere Anschuldigung. Im speziellen Fall Schrempfs freilich würde Weizsäcker nie gehandelt haben, wie Schrempf gehandelt hat. Ich sehe überhaupt nicht, daß die Pfarrer zu den Professoren in dem Verhältnis stünden, als führten die Pfarrer aus, was die Professoren sie gelehrt haben. Eine solche Auffassung sollten die Pfarrer selber am wenigsten sich gefallen lassen. Aber freilich sollen die Professoren ins kirchliche Leben unmittelbar mit eingreifen. Die konservativ und hierarchisch gerichteten tun das ganz von selbst: man vergleiche mit Weizsäcker Cremer. Wenn die modernen und kritisch gerichteten darin zurückhaltender sind: man erwäge einen Augenblick, ob das reiner Nachteil, reines Versagen ist? Und Professoren, die sich in kirchlichen Kämpfen hervorgetan haben, hat es auch unter den freier gerichteten immer gegeben: ich nenne nur Harnack. Ob das dann genau in der Richtung geschieht, in der es von dieser oder jener Gruppe gewünscht ist, bleibt Nebensache; es handelt sich hier um das Entweder des Miteintretens in die kirchlich-praktischen Kämpfe und um das Oder der „vornehmen Zurückhaltung."

Die Professorenerklärung ist Kritik des Spruchgerichts im Interesse einer Wissenschaftlichkeit und Gläubigkeit, die solche Institution schwer verträgt. Waren frühere Disziplinarverfahren im Einzelnen rückständiger, so ertrug man sie leichter, wie man eben das Alte erträgt, das noch nicht gewichen ist; an dem preußischen Spruchkollegium ist das Anstößige seine Neuaufrichtung mit den Ansprüchen, die das Neue naturgemäß für seine Zukunft erhebt.

Die Hauptsache aber an der Professorenerklärung ist, daß sie überhaupt da ist; daß eine Anzahl wenigstens sich in dem Gefühl, man könne diese kirchliche Angelegenheit nicht einfach so laufen lassen, zu einem gemeinsamen Votum zusammengefunden haben.

R

*) Vgl. die Erklärung selbst im Anzeigenteil unsrer Nr. 31.

Verschiedenes

Ungedruckte Predigten Schleiermachers aus den Jahren 1820 bis 1828. Mit Einleitungen und einem Anhang ungedruckter Briefe von Schleiermacher und Henriette Herz. Herausgegeben von Johannes Bauer. Leipzig, Heinsius 1909. 128 S. 4 Mk.

Aus den Schlobittener Archiven hat Johannes Bauer, der beste Kenner der Schleiermacherschen Predigttätigkeit, neue Predigten ans Licht gezogen. Jede Vermehrung der Schleiermacher-Dokumente ist ein Gewinn, zumal wenn die Publikation mit so viel Umsicht und Kenntnis erfolgt. Es sind sieben Predigten, die hier zum ersten Mal erscheinen. Unter ihnen ist wohl die Totenfestpredigt vom Jahre 1820 als die sachlich bedeutendste anzusehen. Ebenso wertvoll, wie die dargebotenen Texte, sind meines Erachtens die Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers, die, zusammengehalten, einen vollständigen Kommentar ergeben, aus dem sehr viel zu lernen ist, nicht nur für die vorliegenden Texte, sondern zugleich für die prinzipielle Frage nach dem Verhältnis der Schleiermacherschen Kanzelvorträge zu seiner Dogmatik. Die chronologischen Verzeichnisse der Schleiermacherschen Totenfest-, Himmelfahrts- und Weihnachtspredigten, in denen der Verfasser seine überaus mühevollen Studien über die Chronologie der Schleiermacherschen Predigten weiterführt, werden ihm den aufrichtigen Dank aller Mitforscher erwerben. Eine den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechende Neu-Ausgabe aller Schleiermacher-Predigten ist längst ein dringendes Anliegen geworden. Der Herausgeber der vorliegenden Dokumente wäre wie kein Zweiter zu dieser verantwortungsvollen Arbeit berufen. Vielleicht schenkt er uns wenigstens eine Entwicklungsgeschichte der Schleiermacherschen Predigt, die uns auch noch immer fehlt und die unter den vielen Werbelinien, die heute mit so viel Scharfsinn verfolgt werden, sicherlich eine der bedeutendsten aufschließt.

Unter den beigegebenen Briefen erwähne ich ein Schreiben an Alexander Dohna vom 8. August 1794 wegen des eingestreuten Urteils über Kant. Schleiermacher kleidet darin seine abermalige Beschäftigung mit dem Königsberger Altmeister in die wenig respektvollen Worte: er nage an der räucherigen Schwarte der Kantischen Philosophie (S. 99). Dieses Wort ist meines Wissens das erste in der Reihe jener Protestkundgebungen, die sich in zunehmender Schärfe des Accents bis zur Kritik der Sittenlehre 1803 hinziehen und einen der wenigen rätselhaften Punkte in Schleiermachers sittlicher Erscheinung bilden.

Heinrich Scholz

Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre. Ein Beitrag zum Verständnis der Schleiermacherschen Theologie. Von Heinrich Scholz. Berlin, Arthur Glaue 1909. 217 S. 3,25, gebunden 4,25 Mk.

Es ist kein schlechtes Zeichen für unsere Theologie, daß in den vergangenen Jahren die Schleiermacher-Literatur wieder um eine Reihe trefflicher Arbeiten bereichert worden ist. Und zwar wendet sich die Teilnahme, nachdem lange Zeit der junge Schleiermacher, der Prophet der Reden und der Monologen, im Mittelpunkte der Forschung gestanden hatte, jetzt auch dem Lebenswerk des älteren Mannes von neuem zu. Das Buch von Scholz, der schon früher einige dankenswerte Beiträge zum Verständnis Schleiermachers veröffentlicht hat (z. B. Christliche Welt 1907 Nr. 47), lenkt das Auge energisch auf die Schätze der Glaubenslehre und sucht sie uns mit Glück zu erschließen. Mit eindringender Kenntnis nicht nur seines Helden, sondern auch jener ganzen reichen Zeit ausgestattet, führt er in die letzten Ziele und in die Kämpfe hinein, durch die Schleiermacher sich den Weg zu jenen Zielen bahnen mußte. Dabei wird so manches Vorurteil (hoffentlich endgiltig) zerstört, z. B. daß Schleiermachers Christentum durch seinen Spinozismus wesentlich getrübt sei. Das Ganze darf geradezu eine Einleitung in Schleiermachers Glaubenslehre unter dem im Thema genannten Gesichtspunkt heißen und verdient als solche zahlreiche Leser. Wer das Werk mit diesem Führer studiert, wird auch bald einige Züge modifizieren lernen, die Scholz meines Erachtens zu stark betont (so das apologetische Motiv) oder fälschlich festzustellen sucht (so das der Glaubenspflicht, das für Schleiermacher durchaus inadäquat ist).

Stephan

Welche Aufgaben erwachsen der Predigt und dem Unterricht aus der historisch-kritischen Betrachtungsweise der Heiligen Schrift? Von Professor D. Wurster. Gütersloh, Bertelsmann 1911. 24 S. 30 Pfg.

Die Beantwortung der Frage hängt vom Urteil über die Bibelkritik ab, das man hat. Verwirft man sie, so wird man dem Prediger wie dem Lehrer die Aufgabe zuweisen, seinen Hörern die Haltlosigkeit der Bibelkritik bei gegebener Gelegenheit aufzuweisen. Wer sie dagegen im Prinzip anerkennt, hat nun zu zeigen, welchen Gebrauch man von ihr in der Predigt machend soll. Wurster gehört, wie bekannt, zu den praktischen Theologen, die auf dem zweiten Standpunkt stehen. So wird er imstande sein, jungen Theologen, die in Sorge sind, wie sie praktisches Amt und kritische Bibelbetrachtung vereinen sollen, guten Rat zu erteilen. Sein Leitgedanke ist der, daß die religiöse Unterweisung sich auf die Erziehung zum Glauben zu konzentrieren hat, daß daher kritische Belehrungen nur in knappster Form und in weiser Zurückhaltung gegeben werden dürfen. So rät er, Stücke der Bibel, die durch die Kritik entwertet sind, in der Praxis stillschweigend fallen zu lassen oder in den Hintergrund zu schieben, direkte Erörterungen kritischer Fragen und Resultate dagegen nur dann zu geben, wenn sie die Aufnahme der Glaubensgedanken erleichtern und sie gegen Zweifel sicher stellen; aber große Vorsicht hat zu walten: man soll z. B. das Wort Mythus oder Sage auf der Kanzel meiden und die kritische Ansicht tunlichst nur als möglich oder wahrscheinlich hinstellen. In diesem Sinne spezialisiert Wurster seine Grundsätze für die Predigt und für den Unterricht auf den verschiedenen Stufen. Prediger und Lehrer werden den warmherzig und klar geschriebenen Aufsatz mit Gewinn lesen und viele feine und beherzigungswerte Ratschläge darin finden. Auf allgemeine Zustimmung wird Wurster nicht überall rechnen können. Es liegt in der Mannigfaltigkeit unsrer Schul- und Gemeindeverhältnisse begründet, daß die Grundsätze des Einzelnen nicht überall angewandt werden können. Ich würde jedenfalls, nach meiner Praxis zu urteilen, im Unterricht der Kritik einen bedeutenderen Raum zumessen, als Wurster tut, und die Vorsicht und Zurückhaltung nicht immer üben können. Was z. B. über die Urgeschichten angegeben ist, würde für Großstadtkinder ganz ungenügend sein.

Hans Windisch

Zerstört die historisch-kritische Theologie den Wert der neutestamentlichen Schriften als Geschichtsquellen? Von Pastor Lic. Albert Freitag. Gießen, Töpelmann 1911. 58 S. 1,25 Mk.

Diese Schrift, ein Vortrag gehalten auf der Allgemeinen Schlesischen Predigerkonferenz, will eine Ergänzung zu von Sodens bekannter Rede auf dem Berliner Weltkongreß bringen. Hatte von Soden untersucht, ob die historisch-kritische Behandlung des Neuen Testaments seinen religiösen Wert für uns gemindert oder gesteigert habe, so will Freitag sich auf den Geschichtswert der neutestamentlichen Schriften beschränken. Die Urteile der kritischen und der traditionell gerichteten Forscher zusammen haltend konstatiert er zunächst, 1. daß die unechten Schriften (die Johannesschriften, die Pseudopaulinen und die katholischen Briefe) doch wichtige Dokumente für den bedeutsamen Kampf der Kirche um ihre Selbstbehauptung gegenüber Staat, Gnosis und Welt darstellen. Ferner: die geschichtliche Bedeutung des Paulus 2. bleibt von der Anerkennung seiner Abhängigkeit von zeitgeschichtlichen Vorstellungen unberührt: durch seine Theologie hat er die Religion der Jesusgläubigen universal und absolut gemacht. Endlich 3. verbleibt dem Lebensbild Jesu bei aller Kritik die klare Uebersichtlichkeit und die Seelen bezwingende Gewalt. Der Verfasser hat sich fleißig in der Literatur umgesehen — alles Wichtige konnte er natürlich nicht heranziehen — gibt über Vieles willkommene Orientierung und hat auch eigene Beobachtungen hinzugetan. Im Ganzen hat er sein Thema nur skizzenhaft behandelt; Teil 2 und namentlich 3 sind gegenüber 1 zu kurz geraten. Für den Druck hätte der Vortrag vielleicht weiter ausgearbeitet und vertieft werden können; doch bringt er auch in seiner vorliegenden Gestalt einen Beitrag zur Lösung der Frage.

Hans Windisch

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes herausgegeben von Professor D. Dr. Gustaf Dalman. Fünfter Jahrgang. Berlin 1909. 138 S. Mit 2 Textskizzen, 6 Tafeln und 1 Karte in Steindruck. 2,60 Mk.

Unser archäologisches Institut in Jerusalem hat sich unter der ausgezeichneten Leitung Gustaf Dalmans neben den beiden älteren klassischen Instituten in Rom und Athen eine ehrenvolle, ja ebenbürtige Stelle gesichert. Inzwischen ist ja nun diesem ersten orientalischen noch ein zweites für Aegypten in Kairo zur Seite getreten. Wer, wie der Berichterstatter, selbst im heiligen Lande geweilt, die Gastfreundschaft des Instituts in Jerusalem genossen, an seinen Vortragsabenden teilgenommen, die Tempelarea unter Dalmans Führung besucht und in einem unvergeßlichen Tagesritt seine Leistungsfähigkeit und den Reichtum dessen, was er zu bieten im Stande ist, hat würdigen lernen, der kann das Buch, in dem er durch sein eigenes Wort und den Mund seiner Mitarbeiter und Schüler von der Arbeit eines Jahres Rechenschaft ablegt, nicht ohne Ehrfurcht und warmen Dank in die Hand nehmen. Ja, dort wird wirklich gearbeitet, und nicht nur die jungen Theologen selbst, die zu einem Jahreskurs nach Jerusalem entsandt werden, sondern auch die Landeskirchen, denen der Reihe nach das Recht der Entsendung zufällt, dürfen sich der geistigen Bereicherung, die ihnen daraus zuwächst, freuen. Im täglichen Zusammenleben mit einem Teil der Stipendiaten des Arbeitsjahrs 1907/08 bin ich Zeuge davon geworden, wie scharf die jungen Leute an der Arbeit gehalten, wie zielbewußt sie dazu angeleitet werden, aber auch, wie sie ganz und gar, mit Leib und Seele, darin aufgehn. Auch der vorliegende Jahresbericht zeugt wieder von vielseitiger, eindringender Arbeit und umfassenden Reisen, über die Dalmans Kartenskizze einen schnellen Ueberblick ermöglicht. Zum guten Teil deckt sich, was dieser Jahrgang zurückgelegt, mit dem, was ich ein Jahr früher mit den Genossen des amerikanischen Instituts in Sattel und Zelt zu sehen bekam, und belebt mir aufs neue schöne Erinnerungen. Wie dieser Jahresbericht Dalmans sich durch knappe Fassung und reichen Inhalt auszeichnet, so liegt auch weiterhin in seinen Beiträgen wohl das Schwergewicht des Gebotenen. Besonders in den 30 Seiten seines Aufsatzes „Der zweite Tempel zu Jerusalem“ vereinigt sich die genaueste Ortskunde mit umfassender Gelehrsamkeit zu einem höchst lehrreichen Ganzen, das uns wesentlich weiter bringt. Gern hebe ich daneben die Arbeiten zweier Stipendiaten von 1908 hervor, mit denen ich damals gute Kameradschaft hielt, die umsichtige Studie „Gethsemane“ von G. Reymann und die ebenso anschauliche wie humorvolle Reisebeschreibung Rotermunds „Durch das Land der Judäer und der Philister“. Professor Procksch Vortrag „Der Schauplatz der Geschichte Davids“ durfte ich am 9. März 1908 in dem dichtgefüllten Saale des Instituts mit anhören. Möchten diese verdienstlichen Veröffentlichungen,

die größtenteils auch für den Laien verständlich sind, weite Verbreitung finden und unsrem Institut in Jerusalem immer neue Freunde zuführen!| K Budde

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Dr. P. Thomsen. Aus Natur und Geisteswelt, 260. Bändchen. Leipzig, Teubner 1909. 108 S. Mit 36 Abbildungen. Gebunden 1,25 Mk.

Eine durchaus gediegene, das zuverlässigste Material in besonders klarer und übersichtlicher Weise verwendende Schrift. Mir ist kein besseres Hülfsmittel bekannt, sich von den großen Erfolgen, die die palästinische Altertumswissenschaft in den letzten Jahrzehnten errungen hat, in kurzer Zeit ein zutreffendes Bild zu verschaffen. K Budde

Kleine Mitteilungen. Wiederholt wird mir der Vorwurf gemacht, daß ich die unerfreuliche Art, wie unkirchliche Zeitungen sich des Falles Jatho bemächtigen, nicht zurückweise. Ich kann darauf nur sagen, daß ich diese Zeitungen nicht lese und also die Aeußerungen nicht kenne, die gemeint sind. Aus dem Zusammenhang gerissene Sätze schätze und bespreche ich nicht. Aber die unkirchliche Presse geht uns überhaupt nicht so viel an wie die kirchliche. Ich trage schwer daran, wenn die „Rundschau“ — illustrierte Zeitschrift für Jugend- und Jungmänner-Mission, Organ der Nationalvereinigung der Evangelischen Jünglingsbündnisse Deutschlands durch den Nationalsekretär Herrn Helbing vom Jathoismus als der neuesten Sekte „für die Zukunft ein getreues Bild registriert“ und dabei der „vielgenannten »Wahrheit« (!) „nachdruckt: „Herr Jatho hat nach oberflächlicher Berechnung einen Rebbach von etwa 3000 Mark gemacht, außerdem sollen bereits 125 000 Mark in den sogenannten Jathofonds geflossen sein — es ist also ein ganz einträgliches Geschäft, die Branche des liberalen Märtyrers zu betreiben.“ Auch im eignen Text des Blattes spielt das Geld eine große Rolle. Von Jathos Freunden, die noch ein Amt haben in der Kirche, heißt es, daß sie sich von dieser trennen sollen: „Vielleicht finden sie den Mut, wenn der Jathofonds groß genug sein wird, ihnen das tägliche Brot zu geben.“ Und später ausdrücklich von den „Freunden der Christlichen Welt“: „Hoffentlich geht die Jathospende auf einige Millionen hinauf, dann finden die Herren vielleicht noch den Mut zur Gründung ihrer Idealkirche.“ Wie wenig Herr Helbing über unsre wirkliche Art Bescheid weiß, zeigt sein Satz: „Wie würden die Christliche Welt und ihre Freunde die Jubelfanfaren blasen und alle Lorbeerbäume der Welt stürmen, um Lorbeerkränze den Mitgliedern des Spruchkollegiums aufs Haupt zu setzen, wenn durch seinen Spruch Jatho auch fernerhin seine Irrlehren auf der Kölner Kanzel hätte verkündigen dürfen.“ Unsre Stimmung war eine ganz andre, wenn wir an diese Möglichkeit dachten; das wissen die Teilnehmer an unsrer Besprechung in Danzig vor der Entscheidung. Aber Herrn Helbing davon überzeugen zu wollen, darauf müssen wir leider verzichten. Noch einmal: es ist uns nicht gleichgiltig, wenn unsern christlichen Jünglingen kirchliche Zeitgeschichte in dieser Manier beigebracht wird.

Neue Aeußerungen zur Sache: 1. Schian in seiner Chronik von „Deutsch-Evangelisch“, hauptsächlich über das Kirchenproblem. 2. Wo stehen wir? Eine kirchliche Zeitbetrachtung, veranlaßt in Veranlassung des Falles Heydorn bezw. des Falles Jatho von D. Theodor Kaftan. Schleswig, Julius Bergas. 71 S. 1 Mk.

Zu dem Bescheide des Brandenburger Konsistoriums an Pfarrer Kraatz in Charlottenburg ist von Interesse ein Königsberger Kirchenzettel, der uns vorliegt. Dort zeigt für den 9. Juli „Wirkl. Ober-Konsistorial-Rat General-Superintendent erster Hofprediger D. Braun“ auf Vormittags $10^1/_2$ Uhr eine Predigt an: „über Grundwahrheiten der Bibel und »Jatho«.“ R

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Cand. W. Loew Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 15. September $8^1/_4$ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Tolstois Christentum. Pfarrer Gutjahr.

Magdeburg. 27. September $^1/_2$4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. L: Protestantismus, Kirche und Lehrfreiheit.

Vierter theologischer Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Malente-Gremsmühlen

9.—13. Oktober

Professor D. **Scheel**-Tübingen: Katholizismus und Urchristentum — Privatdozent Lic. **Mulert**-Halle: Die neueren Verhandlungen über das Wunder — Professor D. **Niebergall**-Heidelberg: Kindesseelenkunde.

Außerdem wird abends referiert über: Reformversuche im Religionsunterricht (Lehrer **Jessen**-Kiel); Aufgaben und Aussichten des Christentums in Ostasien (Missionsinspektor **Witte**-Berlin); Schleiermacher und Jatho (Privatdozent Dr. **Lempp**-Kiel).

Sämtliche Verhandlungen, auch gemeinsames Leben und Wohnen im Kurhotel Luisenhöhe: 5 Mk. täglich. Kursusbeitrag 6 Mk., für organisierte Freunde der Christlichen Welt frei. Anmeldungen und Anfragen an Pastor **Schmidt**, Lauenburg (Elbe).

Versammlungskalender

18. Sept.—15. Okt.	Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter Hamburg
23.—25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins Frankfurt a. M.
26.—28. „	Kongreß für Innere Mission Stettin
2.— 3. Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag Hannover
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt Goslar
4.— 7. „	Protestantentag Berlin
5.— 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Goslar** Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober abends $^1/_2$7 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 10 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden. — Nachmittags 6 Uhr: **Die Gesamtlage unsrer Kirche mit besondrer Rücksicht auf ihre Verfassung.** Pfarrer Foerster aus Frankfurt a. M.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Theologischer Ferienkursus in Bonn

17.—19. Oktober

Professor D. Böhmer-Bonn: **Germanisches Christentum** — Professor D. Gunkel-Giessen: **Psalmenprobleme** — Professor D. Herrmann-Marburg: **Das Dogma der Religion.** — Die Abendstunden sind für die Besprechung der Vorträge in Aussicht genommen. Sämtliche Veranstaltungen im Evangelischen Gemeindehause, Rathausgasse 2. Mindestbeitrag 5 Mk. an Herrn Superintendent **Haardt** in Wesel.

Die Verlobung meiner jüngsten Tochter **Gertrud** mit dem Fabrikanten Herrn **Paul Merkelbach** aus Grenzhausen bei Coblenz erlaube ich mir bekannt zu geben.

Frau Bernhard **Stade**

Borbeck, Göthestraße 3
im August 1911

z. Z. Misdroy, Hospiz Dünenschloß

Jüngerer **katholischer Geistlicher,** vielseitig gebildet, Dr., mit makelloser Vergangenheit, der aus Gewissensbedenken sein Amt niedergelegt, sucht eine seiner Bildung angemessene **Stellung,** die ihm zugleich die Fortsetzung eigener wissenschaftlicher Arbeiten gestattet. Offerten erbeten unter **S 14.**

Welcher **Cand. theol. Hülfsprediger** oder **Pfarrer** kann am 10. 17. und evt. 24. Sept. für Gottesdienst Vertretung übernehmen (auch nur für einen Sonntag) gegen Honorar und Vergütung der Reisekosten. Baldigste Mitteilungen an **Pfr. Ammer** Superintendenturverwalter **Eupen** b. Aachen.

Suche für **2 Jungen** von 6 und 9 Jahren ein in der Kindererziehung und -pflege erfahrenes gebildetes evangelisches **Fräulein,** eventuell auch geprüfte Lehrerin, die neben dem Schulbesuch die Kinder in einzelnen Fächern (Natur- und Religionsgeschichte) unterrichten würde. Angebote unter **A M** an den Verlag der Christlichen Welt.

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Zwanglose
Alkohol-Entwöhnung
Wald- und Landaufenthalt, Jagd
Rittergut Nimbsch bei Sagan, Schl.
Prosp. frei — Arzt im Hause.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Gesucht zur Unterstützung im Haus und bei den Kindern **gebildetes junges Mädchen,** am liebsten aus Süddeutschland, bei vollem Familienanschluß ohne gegenseitige Vergütung. Eintritt spätestens 1. November. **Pfarrhaus Schornsheim** (Rheinhessen)

Jugendheim Charlottenburg

Goethestraße 22

Sozialpädagogisches Seminar zur Ausbildung von Schulpflegerinnen und Hortleiterinnen
sowie zur
freiwilligen Hilfsarbeit an Kinderheimen

Praktische und theoretische Kurse. Dauer 1—2 Jahr. Schulgeld 180 Mk. jährlich. Pension im Hause 900—1200 Mk. jährlich.
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Carmerstraße 12

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Neue Meisterbilder fürs Deutsche Haus

herausgegeben vom Kunstwart durch **Ferdinand Avenarius** auf Büttenkarton aufgezogen und in Umschlag mit Begleittext. **Uhde**, Flucht nach Aegypten — **Rembrandt**, Rabbiner — **Raffael**, Leo X. — **Schmitson**, Pferdekoppel — **Samberger**, Schiller — **Stieler**, Göthe von 1828.

Anselm Feuerbach

Iphigenie (Stuttgart) — Medea auf der Flucht — Melancholie (Handzeichnung) — Ricordo di Tivoli — Dantes Tod (Handzeichnung) — Pieta

Jedes Blatt ist für 25 Pfennig einzeln käuflich

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Jacoby, A., Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum. 1.—6. Tausend. (Rg. Vbb. III. Reihe. 12. Heft). 1910. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

In schöner Sprache und fesselnder Darstellung gibt das Büchlein zunächst einen Ueberblick über die wichtigsten Seiten der antiken orientalischen Mysterienreligionen und zeigt dann, wie der christliche Glaube zwar durch seine überlegenen, sittlich-religiösen Kräfte diese überwand, aber dabei vielfach ihr Gewand anzog Daran schließt sich ein „Textbuch", das einige wichtige und interessante alte Texte aus den Mysterienreligionen in guter Uebersetzung wiedergibt.
Kirchlicher Anzeiger für Württemberg, Nr. 4
VII. Jahrgang 1911

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg,** Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht

Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus

Herausgegeben von **Heinrich Spanuth,** Oberlehrer

Jetzt Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts

Inhalt des August-Sept.-Heftes (Doppelheft):

Aufsätze. Prof. Dr. **W. Rein**: Zur Reform des R.-U. Prof. D. **Fr. Niebergall**: Die besonderen Aufgaben der kirchlichen Religionspädagogik. — Reg.- und Schulrat Lic. **R. Kabisch**: Das „Reden Gottes" in der Volksschule. — Lehrer **Aug. E. Krohn**: Kind und Religion. — Pfr. Lic. **Traub**: Das Ziel des R.-U. — Schuldirektor **Herm. Arnold**: Der R.-U. sei kindertümlich! Rektor **O. Karstädt**: Der R.-U. der Dissidentenkinder. — Lehrerin **S. Ebell**: Der Himmel in der Gedankenwelt 10- und 11jähriger Kinder. Für die Praxis. Prof. **Wendland**: Die Flugtechnik in einer Schulandacht. — Rektor **H. Winzer**: Von der Gotteserkenntnis. — Pastor **B. Dörries**: Die Inkonsequenz Jesu. — Lehrer **H. Schreiber**: Die Behandlung der Schöpfungsgeschichte in der Elementarklasse. — Nachrichten. — Notizen. — Literatur: Prof. **Heyn**, Die fruchtbaren Jahre.

Ein Probeheft nach unsrer Wahl kostenfrei

Preis halbjährlich 3 M., Einzelheft 80 ₰. Ausgabe B. mit der Beilage „Blätter für religiöse Erziehung" halbjährlich 3,50 M.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann

Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Patria
Bücher für Kultur und Freiheit
Band 12

Buchverlag der „Hilfe" G.m.b.H. Berlin-Schöneberg

In diesen Tagen erschienen!

Inhalt: Vorwort „Deutsche Sprache" von Friedrich Naumann — Walter Götz, Katholizismus und Ultramontanismus —. F. M. Schiele, Ueber die Möglichkeit religiöser Neubildungen in der Gegenwart — Fr. Naumann, Das moderne Geschäftsleben und der christliche Glaube — L. Curtius, „Universitätsreform" — E. Schlaikjer, Die skandinavische Kultur in Deutschland — Th. Heuß, Ludwig Pfau **und noch 6 kulturell - politische Aufsätze.** 4 Mk. durch jede Buchhandlung oder den Verlag.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 391 895 850 M. Vermögensbestand 143 488 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

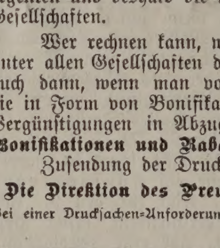
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Frscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg